GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT

RESCH, ANDREAS: **Das Schweißtuch von Oviedo**

FRANÇOIS RECKINGER: **Erscheinungen und Visionen (II). Ihre Bedeutung und ihre Problematik**

FERDINAND ZAHLNER: **Zeichen und Erscheinungen „von drüben"?**

Diskussionsforum:

Der Heilige Gral (Andreas Resch)

Aus Wissenschaft und Forschung:

Die Maya und das Jahr 2012

Keltischer Mondkalender

Bücher und Schriften

GW 61 – 2012 – 2 RESCH

GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT

GW ist eine interdisziplinäre Quartalschrift für die Grenzbereiche von Physis, Bios, Psyche und Pneuma, von Gesetzmäßigkeit und Spontaneität, von Beweis und Lebenserfahrung und von Immanenz und Transzendenz.

Herausgeber und Medieninhaber: Prof. DDr. Andreas Resch, Direktor des Instituts für Grenzgebiete der Wissenschaft (IGW)

Redaktion: Prof. DDr. Andreas Resch, DDr. Dominikus Kraschl, Mag. P. Kapferer

Verlag, Auslieferung, Druck:

RESCH VERLAG, Maximilianstr. 8, Postfach 8, A6010 Innsbruck
Tel. +43 (0)512/574772, Fax +43 (0)512/574772-16
E-Mail: info@igw-resch-verlag.at
http://www.igw-resch-verlag.at

Bezugsbedingungen: Preis im Abonnement jährlich EUR 38.40 [D], 39.50 [A], sFr 59.50 (zuzügl. Versand)
Einzelheft: EUR 10.50 [D], 10.80 [A], sFr 15.50 (zuzügl. Versand)

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt, zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungsfrist: 6 Wochen vor Ablauf des laufenden Kalenderjahres.

Zahlungsmöglichkeiten:

Bankkonto:

Hypo-Bank Innsbruck: Kto. 210 044 950 BLZ 57000

Postscheckkonten:
München: Kto. 1206 37-809 BLZ 70010080
Zürich: Kto. 80-54696-2

Erfüllungsort und Gerichtsstand: Innsbruck

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind zu richten an:

Redaktion GW, Postfach 8, A-6010 Innsbruck

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jegliche Verwendung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Mit der Annahme des Manuskripts gehen bis zum Ablauf des Urheberrechts das Recht zur Veröffentlichung sowie die Rechte zur Übersetzung, zur Vergabe von Nachdruckrechten, zur elektronischen Speicherung in Datenbanken, zur Herstellung von Sonderdrucken, Fotokopien und Mikrokopien an den Verlag über. Eingeschlossen sind auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen sowie das Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung online und offline ohne zusätzliche Vergütung.
Die Ansichten der Autoren von GW decken sich nicht notwendigerweise mit der Auffassung des Herausgebers. Für unverlangt eingereichte Manuskripte übernimmt der Verlag keinerlei Haftung.

Die Verfasser von Leitartikeln erhalten von jedem veröffentlichten Originalbeitrag 10 kostenlose Sonderdrucke. Gewünschte Mehrexemplare sind vor Drucklegung bekannt zu geben und werden zum Selbstkostenpreis berechnet.

GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT

61. Jahrgang 2 – 2012 Innsbruck: Resch

Leitartikel

RESCH, ANDREAS: Das Schweißtuch von Oviedo 99

FRANÇOIS RECKINGER: Erscheinungen und Visionen (II). Ihre Bedeutung und ihre Problematik 117

FERDINAND ZAHLNER: Zeichen und Erscheinungen „von drüben"? 155

Informationssplitter *154, 176*

Diskussionsforum

Der Heilige Gral (Andreas Resch) 177

Aus Wissenschaft und Forschung

Die Maya und das Jahr 2012 182

Keltischer Mondkalender 183

Bücher und Schriften

Marsilio Ficino: De vita libri tres / Drei Bücher über das Leben (A. Resch) 184

Rainer Schmitz: Schwärmer – Schwindler – Scharlatane: Magie und geheime Wissenschaften (A. Resch) 186

Reiner Sörries: Was von Jesus übrig blieb. Die Geschichte seiner Reliquien (A. Resch) 187

Monika Scala: Der Exorzismus in der Katholischen Kirche: ein liturgisches Ritual zwischen Film, Mythos und Realität (A. Resch) 188

Andreas Resch: Anerkennung und Geborgenheit. Ewig und Glücklich (*peregrinus*) 190

Emmanuel J. Bauer / Ulrike Tanzer (Hrsg.): Auf der Suche nach dem Glück. Antworten aus der Wissenschaft (A. Resch) 191

Grenzgebiete der Wissenschaft 61 (2012) 2, 99–116

ANDREAS RESCH

DAS SCHWEISSTUCH VON OVIEDO

Dr. Dr. P. Andreas Resch, Prof. em. für Klinische Psychologie und Paranormologie der Accademia Alfonsiana, Päpstliche Lateran-Universität, Rom, ist Mitglied des Redemptoristenordens (CSsR), Leiter des Instituts für Grenzgebiete der Wissenschaft (IGW) in Innsbruck, Inhaber des Resch Verlags, Herausgeber der Zeitschriften *Grenzgebiete der Wissenschaft* und *ETHICA*, des Jahrbuches *Impulse aus Wissenschaft und Forschung* (1986 – 1993), mehrerer Schriftenreihen (*Imago Mundi*; *Grenzfragen*; *Burkhard Heim: Einheitliche Beschreibung der Welt*; *Selige und Heilige Johannes Pauls II.*; *Miracoli dei Beati e Santi*; *Wunder von Seligen und Heiligen*; *Reihe R*) sowie der Bücher: *Der Traum im Heilsplan Gottes*; *Depression*; *Gerda Walther*; *Ferdinand Zahlner: Personenlexikon zur Paranormologie* (2011); seit 2007 Arbeit am *Lexikon der Paranormologie*; Mitarbeit an Fernseh- und Kinofilmen.

Die in diesem Beitrag verwendeten Abbildungen wurden dem Autor von Prof. José Luis Fernández Sánchez anlässlich des *International Workshop on the Scientific Approach to the Acheiropoietos Images*, 4.–6. Mai 2010, in Frascati zur Verfügung gestellt.

Während das *Grabtuch von Turin*, die *Tilma von Guadalupe* und der *Schleier von Manoppello* als „nicht von Menschenhand gemacht" bezeichnet werden, handelt es sich beim *Schweißtuch von Oviedo* um ein Tuch mit Blutspuren, die auf natürliche Weise auf den Stoff gelangten. Nach der Legende soll es sich dabei um ein Tuch handeln, mit dem das von Schweiß und Blut triefende Haupt des gekreuzigten Christus bei der Kreuzabnahme umhüllt war. Es ist daher mit Schweiß und Blut durchtränkt, zeigt jedoch, im Gegensatz zum Grabtuch oder zum Schleier von Manoppello, nicht das Bild eines Gesichtes, wenngleich diesbezügliche Hinweise nicht fehlen. Daher gewinnt es auch für die Grabtuchforschung zunehmend an Bedeutung. So stand das *Sudarium von Oviedo* sogar bei der internationalen Tagung *Scientific Approach to the Acheiropoietos Images*, der wissenschaftlichen Untersuchung der „nicht von Menschenhand gemachten Bilder", vom 4. bis 6. Mai 210 im ENEA Forschungszentrum in Frascati bei Rom auf dem Programm, obwohl es nicht zu den *acheiropoieta* gehört. Prof. Dr. *José Luis Fernández Sánchez* von der Technischen Universität Madrid ging in seinem Vortrag *The Sudarium of Oviedo and the Shroud of Turin. A question of authenticity* (Das Sudarium von Oviedo und

das Grabtuch von Turin. Eine Frage der Echtheit)[1], der Frage nach, inwiefern das Schweißtuch von Oviedo (*Sudarium*) einen Betrag zur Grabtuchforschung leisten kann, insbesondere auch, was die Datierung betrifft.

I. GESCHICHTE

Das Schweißtuch wird seit dem 8. Jahrhundert in der Kathedrale von Oviedo in Nordspanien (Abb. 1) aufbewahrt und befindet sich seit dem 7. Jh. in Spani-

Abb. 1: Kathedrale von Oviedo

en. Es soll, wie eingangs erwähnt, das Haupt Christi nach seinem Tod umhüllt haben. Die Bibelstelle, die von einem Schweißtuch spricht, findet sich bei Joh. 20,6-7:

> „Da kam auch Simon Petrus, der ihm gefolgt war, und ging in das Grab hinein. Er sah die Leinenbinden dort liegen und das Schweißtuch, mit dem das Haupt Jesu bedeckt war; es lag aber nicht bei den Leinenbinden, sondern zusammengefaltet an einem eigenen Platz."

[1] J. L. Fernández Sánchez: The Sudarium of Oviedo and the Shroud of Turin (2010).

1. Der Weg nach Spanien

Wo sich das Schweißtuch nach der Sichtung im Grab befand, ist unsicher. Sicher ist hingegen die Geschichte darüber, wie es nach Spanien kam. Dies hat MARK GUSCIN[2] sehr gut beschrieben. Die meisten Informationen entstammen jedoch den Geschichtswerken *Liber Testamentorum Ecclesiae Ovietensis* und *Chronicon Regum Legionensium* des PELAGIUS († 1153), Bischof von Oviedo (1101–1130). Er schreibt, dass das Schweißtuch aus dem Grabe Jesu stamme und zusammen mit anderen Reliquien in einem Schrein aus Zedernholz bis kurz vor 614 in Jerusalem aufbewahrt wurde. Damals nahm ihn ein Mönch namens *Philipp* auf seiner Flucht vor der Eroberung Jerusalems 614 durch den Perserkönig *Chosroes II.* (590–628) nach Alexandria in Ägypten mit. Als Chosroes II. 616 auch Alexandria eroberte, brachte Philipp den Schrein über Nordafrika nach *Cartagena* in Spanien (Abb. 2) und übergab ihn dort

Abb. 2: Der Weg des Sudariums nach Spanien

dem hl. Fulgentius, Bischof von *Écija*. Dieser soll ihn seinem Bruder, dem hl. Leander, Bischof von Sevilla, anvertraut haben (in Wahrheit starb Leander am 13. März 596). In Sevilla blieb das Tuch einige Jahre. Der hl. Isidor, ein Bruder Leanders und dessen Nachfolger, schenkte es seinem Schüler, dem hl. Ildefons (607–667), der 657 zum Bischof von Toledo ernannt wurde. Dieser nahm den Schrein 657 nach Toledo mit, wo er bis 718 verblieb. Von dort brachte man die Reliquien in einem neuen Schrein aus Eichenholz zum Schutz vor den muslimischen Arabern und Berbern, die zu Beginn des achten Jahrhunderts den Großteil der iberischen Halbinsel eroberten, in den sicheren Norden, wo er zunächst in einer Höhle auf dem Berg *Monsacro* (Abb. 3),

[2] M. GUSCIN: The History of the Sudarium of Oviedo (2004).

Abb. 3: Anhöhe „Monsacro“

10 km von Oviedo entfernt, versteckt wurde. Um 840 soll ihn dann König Alphons II. nach Oviedo gebracht haben. Er ließ dort in seinem Palast eigens eine Kapelle, die *Camara Santa* (Heilige Kammer), bauen, die später in die Kathedrale von Oviedo eingebunden wurde (Abb. 4).

Das Schlüsseldatum in der Geschichte des Schweißtuches ist jedoch der 14. März 1075, als die „Arca Santa“, wie der Schrein in Spanien genannt wird, in der *Camara Santa* in Gegenwart von König Alfons VI., seiner

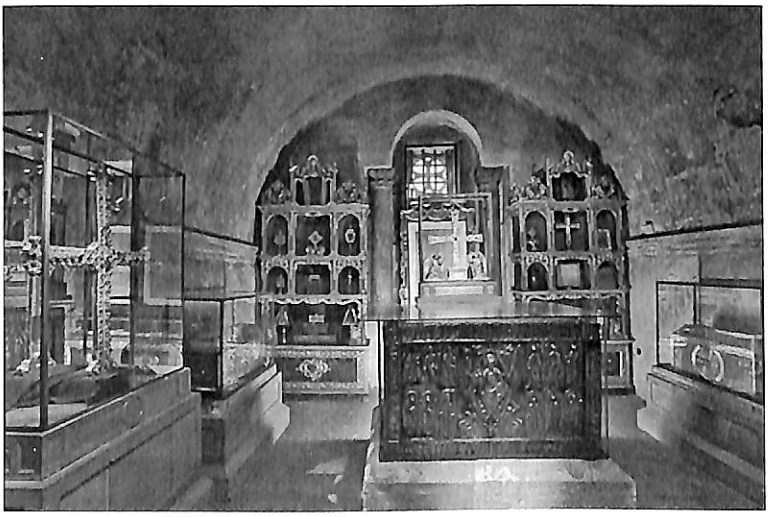

Abb. 4: Camara Santa mit den Reliquien (© CES)

Abb. 5: Arca Santa mit Inschrift (© CES)

Schwester, Doña Urraca, und Rodrigo Díaz de Vivar, besser bekannt als *El Cid*, offiziell geöffnet wurde. Dabei erstellte man eine Liste der in der Truhe enthaltenen Reliquien. Darunter befanden sich neben dem Sudarium zwei Kreuze von unschätzbarem Wert, das Kreuz der Engel, eine Spende von König Alfons II., und das

Wappen der Stadt sowie das Sieges-Kreuz, das Symbol der Region, mit einer langen Ursprungsgeschichte.

1113 wurde die Truhe mit einem Silberüberzug versehen, an dem eine Inschrift alle Christen einlädt, die Reliquie, die das Heilige Blut enthalte, zu verehren (Abb. 5).

2. Das Sudarium

Beim *Sudarium* handelt es sich um ein in einen Holzrahmen, armiert mit Silber, eingespanntes blutgetränktes Leinentuch in der Größe von 84 x 53 cm (Abb. 6). Auf ihm zeigt sich kein Abbild, wenngleich es zur Umhüllung des Hauptes des Gekreuzigten nach dessen Tod und bei der Kreuzabnahme diente; Entsprechungen zum Antlitz auf dem Grabtuch sind allerdings gegeben.

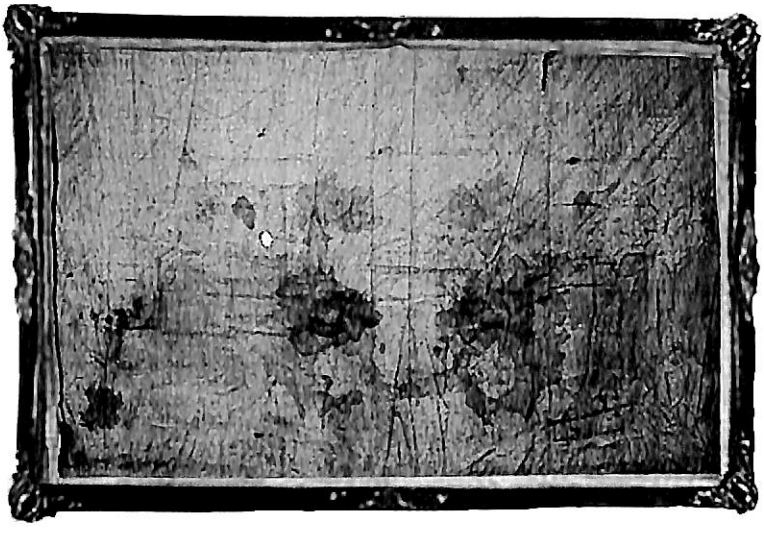

Abb. 6: Sudarium (© CES)

Nach jüdischer Tradition musste das Antlitz des Toten, wenn es verunstaltet war, mit einem Tuch bedeckt werden, um dem Volk den unangenehmen Anblick zu ersparen (Abb. 7). Dies war bei Jesus mit Sicherheit der Fall, war doch sein Gesicht durch die von der Dornenkorne verursachten Verletzungen mit Blut überströmt und durch das Hinfallen und die Schläge völlig entstellt.

Dieses blutverschmierte Antlitz und die aus den Nasenlöchern ausgetretenen größeren Mengen serösen Blutes hinterließen auf dem Tuch deutliche Spuren, die heute noch mit bloßem Auge zu sehen sind. Daraus wird ersichtlich, dass der Tote eine hohe Stirn, eine feine lange, im unteren Drittel ge-

Abb. 7: Kopfverhüllung (© CES)

quetschte Nase, einen Bart und schulterlanges Haar hatte. Die Blutspuren stimmen weitgehend mit jenen auf dem Turiner Grabtuch überein, so dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um denselben Mann handelt. Zudem fällt auf, dass auch das Material des Tuches mit dem des Turiner Grabtuches identisch ist, wenngleich nicht in derselben Webart – das Grabtuch ist im Fischgrätenmuster, das Sudarium im Taftmuster gewoben.

Mit Hilfe der *Radiokohlenstoffmethode* wurde das Alter des Tuches von Baima Bollone auf das 7. nachchristliche Jahrhundert datiert.[3] Allerdings gibt Bollone selber an, dass seine Untersuchung noch höchst unzuverlässig sei und man auch andere Indizien berücksichtigen müsse. Zudem ist der Karbontest bei einem dermaßen verunreinigten Leinen unangebracht.

Das verschmutzte und zerknitterte Tuch wird dreimal im Jahr öffentlich gezeigt, am Karfreitag, am 14. September, dem Fest Kreuzerhöhung, und am 21. September, dem Fest des hl. Matthäus.

II. WISSENSCHAFTLICHE UNTERSUCHUNG

Die wissenschaftlichen Untersuchungen des Schweißtuches haben lange auf sich warten lassen, zumal man von Seiten der Grabtuchforschung zunächst keinen Wert darauf legte. Eine Untersuchung des Schweißtuches ohne Bezug zum Grabtuch wäre jedoch völlig verfehlt, da eine Untersuchung des Tuches für sich genommen keinen Deutungsraum aufweist, der über die Eigenart und den Geschichtsrahmen des Tuches in Spanien hinausführen könnte, zumal auch der Karbontest eine Datierung auf das 7. Jahrhundert nahelegte.

Mit dem Auftauchen neuer Forschungsmöglichkeiten, die über die reine Beobachtung hinausgehen, wollte man schließlich auch das Schweißtuch einer eingehenderen Betrachtung unterziehen.

[3] B. Bollone: Book of Acts of the 1st International Congress on the Sudarium of Oviedo (1994).

1. Anfänge wissenschaftlicher Untersuchungen

Als Initiator der wissenschaftlichen Erforschung des Sudariums von Oviedo gilt Msgr. GIULIO RICCI. Er verglich 1965 zum ersten Mal die Blutflecken des Schweißtuches mit denen des Grabtuches und veröffentliche die Ergebnisse 1966 in seinem Buch *L'uomo della Sindone*[4]. RICCI verglich in freier Beobachtung, was er auf dem Schweißtuch sah, mit einem Bild des Grabtuches. Dabei entdeckte er u. a. rechts auf der Mundseite des Mannes auf dem Grabtuch eine Blutspur, deren Entstehen damals niemand erklären konnte. Heute weiß man, dass es sich um Blut der Blutgruppe AB handelt.

a) Pollenprobe und Blutuntersuchungen

1979 entnahm MAX FREI Pollenproben vom Tuch und stellte 30 verschiedene Pollenformen von sechs verschiedenen Pflanzen fest, von denen zwei typische Pflanzen des damaligen Palästina waren: *quercus calliprinos* und *tamarindus*, die er auch am Turiner Grabtuch fand.[5] Die übrigen Pollen stammten aus Nordafrika und Spanien, was den Weg bestätigt, den das Schweißtuch laut den Berichten des Bischofs *Pelagius* nahm. Auf Palästina verweist auch die Verarbeitung des Leinens, aus dem das Tuch gewoben ist. Die Arbeit FREIS, der am 14.01.1983 verstarb, setzte CARMEN GOMEZ von der Universidad Complutense in Madrid fort. Sie bestätigte, dass es Pollen aus Palästina auf dem Tuch gibt (Eiche, Palästinische Pistazie und Tamariske).[6] MARIA JOSÉ IRIARTE sagte hingegen 2007 auf dem 2. Internationalen Kongress zum Schweißtuch von Oviedo, dass sie nicht in der Lage gewesen sei, Pollen zu identifizieren, die das Schweißtuch einem bestimmten geografischen Ort zugewiesen hätten.[7]
Die ersten *Blutuntersuchungen* des Schweißtuches wurden von BAIMA BOLLONE durchgeführt. Ähnliche Untersuchungen machte später CARLO GOLDONI.[8] Ab 1984 begann sich auch JOSÉ LUIS FERNÁNDEZ SÁNCHEZ mit dem Sudarium zu befassen, doch konnten seine Projekte mangels Unterstützung nicht durchgeführt werden.[9]

[4] G. RICCI: L'uomo della Sindone (1966).
[5] J. M. RODRÍGUEZ ALMENAR: El Estudio de Oviedo (2000).
[6] J. L. FERNÁNDEZ SÁNCHEZ: The Sudarium of Oviedo, S. 173.
[7] Book of Acts of the 2nd International Congress on the Sudarium of Oviedo (2007).
[8] J. M. RODRÍGUEZ ALMENAR: El Estudio de Oviedo.
[9] J. L. FERNÁNDEZ SÁNCHEZ: The Sudarium of Oviedo, S. 173.

b) Das Spanische Zentrum für Grabtuchforschung (CES)

Erst als Msgr. GIULIO RICCI 1985 darauf verwies, dass das Schweißtuch von Oviedo und das Grabtuch von Turin mit dem gleichen Leichnam in Verbindung zu bringen seien, kam die Untersuchung der beiden Tücher in Fluss. 1987 wurde in Valencia das „Spanische Zentrum für Grabtuchforschung" (CES) ins Leben gerufen und die Bildung eines Untersuchungsteams des CES, das EDICES (*Investigation Team of the CES*), in die Wege geleitet, das bereits 1989 die Erforschung des Schweißtuches im Blick auf das Grabtuch in Angriff nahm. Neben den Untersuchungen des Tuches, wie es mit freiem Auge zu sehen ist, wurden nun aus verschiedenen Blickwinkeln und Abständen Aufnahmen mittels normalem, ultraviolettem und infrarotem Licht gemacht und Staub- und Blutproben sowie kleine Stücke vom Tuch selbst entnommen. Schon diese Untersuchungen führten, kurz gefasst, zu folgenden Ergebnissen:[10]

Das Schweißtuch von Oviedo besteht aus reiner Wolle. Das Webmuster, Leinenbindung genannt, ist senkrecht in Schuss und Kette, im Gegensatz zum Fischgrätenmuster beim Grabtuch. Das Tuch ist schmutzig und stellenweise angebrannt. Durch mikroskopische Untersuchungen konnte eindeutig festgestellt werden, welcher Bereich des Tuches in direktem Kontakt mit dem Gesicht des Körpers war. Dieser Bereich, *linke Kehrseite* genannt, weist mehr Blutsubstanz auf als die anderen Bereiche.

Auf dem III. Internationalen Grabtuch-Kongress in Bologna, ebenfalls 1989, erklärte Dr. ALAN WHANGER bereits, dass er anhand der von RICCI veröffentlichten Fotografien des Sudariums über 100 Entsprechungen zwischen den Blutspuren auf dem Sudarium und jenen auf dem Grabtuch gefunden habe. Am 9. November desselben Jahres erteilte dann das Kapitel der Kathedrale von Oviedo der CES die Erlaubnis, wissenschaftliche Untersuchungen am Schweißtuch durchzuführen. Vom 9.–11. November wurden die Mitglieder des Untersuchungsteams EDICES in Oviedo vorgestellt und vom 16.–18. Februar 1990 die ersten Daten gesammelt. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden dem internationalen Forum auf der III. Nationalen Tagung des Grabtuches am 25. März 1990 in Valencia und am darauffolgenden 30. April auf dem Grabtuchkongress in Cagliari (Italien) von GUILLERMO HERAS, Dr. JOSÉ-DELFÍN VILLALAÍN und JAIME IZQUIERDO vorgestellt. Auf dem III. Internationalen Wissenschaftlichen Symposium zum Grabtuch von Turin am 12. Juni

[10] G. HERAS, G/J. D. VILLALAÍN/J.M. RODRÍGUEZ: Comparitive Studies of the Sudarium of Oviedo and the Shroud of Turin (1998).

1993 in Rom bestätigte Dr. Carlo Goldoni, dass die Blutgruppe des Mannes, dessen Gesicht mit dem Sudarium verdeckt wurde, AB ist. Im Oktober 1993 wurden die wichtigsten Untersuchungsergebnisse auf dem II. Nationalen Kongress für Paläopathologie der Medizinischen Fakultät von Valencia vorgelegt. Auf dem I. Internationalen Kongress zum Schweißtuch von Oviedo, der vom 29.–31. Oktober 1994 in Oviedo abhalten wurde, kamen dann alle bis dahin gemachten Untersuchungen zur Sprache:

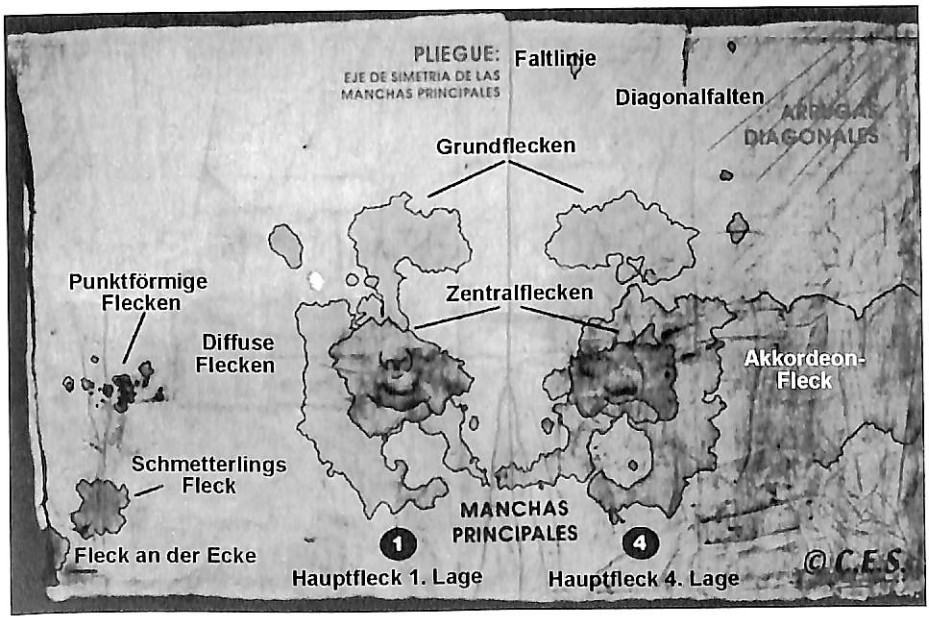

Abb. 8: Typische Blutflecken und Falten auf dem Sudarium: Links die punktförmigen Flecken, darunter der Schmetterlingsfleck. Im Zentrum die Faltlinie, 1 und 4 Hauptfleck gespiegelt, rechts davon der „Akkordeon-Fleck", oben rechts, wo das Tuch zur Kapuze verknotet wurde, die Diagonalfalten (© CES)

Die Flecken auf dem Sudarium lassen sich in drei Typen unterteilen (Abb. 8):

1) Ein Hauptfleck, entstanden durch die Faltung des Tuches, entspricht in Größe und Proportionen denen eines menschlichen Antlitzes;

2) eine Gruppe punktförmiger und viel intensiverer, vom Hauptfleck deutlich getrennter Flecken, die leicht halbmondförmig angeordnet sind;

3) ein schwacher, schmetterlingsförmiger Fleck unterhalb der punktförmigen Gruppe.

Dies besagt, dass die Fleckengruppen unterschiedlich entstanden sind. Der Hauptfleck hat die Größe eines Gesichts und lässt anhand der Blutspuren die

Form und Länge der Nase, die Breite und Höhe der Stirn, die Lage der Augen und die Form der Lippen des Antlitzes ausmachen, von dessen Haupt der Abdruck stammt. Die Nase war 8 cm lang und 2 Zentimeter hoch. Das Tuch wurde direkt an die Nase gedrückt, was zu einer leichten Verzerrung der übrigen Proportionen führte und den Blutfluss durch den Haaransatz und die Augenwimpern stoppte. Als eine starke Blutung aus den Nasenhöhlen einsetzte, durchdrang sie die doppellagige Umhüllung.

Auf der Tagung wurde auch der Beitrag „The Historical Jesus: The Sudarium of Oviedo" vorgestellt, der vom Bibel-Institut in Madrid in „Biblia y Fe", Nr. 71, veröffentlicht wurde. Er befasst sich vor allem mit der Frage, warum in der Hl. Schrift keine Rede davon ist, dass nach dem Tod Jesu sein Haupt mit einem Tuch bedeckt wurde. Den Grund sieht man darin, dass ein Bericht vom Tod eines mit einem Tuch bedeckten Mannes, aus dessen Nase und Mund Blut und Lungenflüssigkeit quollen, schrecklich und untragbar, ja für einen Juden schlicht unbeschreiblich gewesen wäre. Das dürfte dazu geführt haben, dass man darüber schwieg, mit Ausnahme der bedeutsamen Notiz bei Johannes:

> „Da kam auch Simon Petrus, der ihm gefolgt war, und ging in das Grab hinein. Er sah die Leinenbinden dort liegen und das Schweißtuch, mit dem das Haupt Jesus bedeckt war; es lag aber nicht bei den Leinenbinden, sondern zusammengefaltet an einem eigenen Platz." (Joh 20,6-7)

Diese Aussagen des Johannes, die bisher kaum beachtet wurden, werden erst durch die neuesten Forschungen des Sudariums verständlich, wie wir noch sehen werden.

2. Verehrung

Diese Zurückhaltung konnte jedoch die große Verehrung des Schweißtuches nicht mindern, denn seine Identität wurde nie in Frage gestellt. Bis in das 17. Jahrhundert gab es sogar eine eigene Messe zum Schweißtuch. Als diese aufgehoben wurde, protestierte der Bischof von Oviedo 1640 dagegen. Der Grund der Aufhebung ist unklar. Er könnte in Verwechslungen von Sudarium und Grabtuch gelegen haben, zumal Julius II. 1506 eine Messe für das Grabtuch approbierte. Inzwischen ist die Messe wieder erlaubt und wurde vom Erzbischof von Oviedo mit den Teilnehmern der Tagung von 2007 eigens gefeiert.

3. Heutiger Stand der Untersuchungen

Die seit der Gründung der CES durchgeführten Untersuchungen durch die Mitglieder der EDICES werden heute von der Internationalen Grabtuchforschung anerkannt und lassen sich in folgende Aussagen zusammenfassen:

– Bei dem Blut auf dem Schweißtuch handelt es sich um menschliches Blut der Blutgruppe AB.

– Das Tuch ist schmutzig, zerknittert, zum Teil gerissen und angebrannt, fleckig und stark kontaminiert.

– Der Mann, dessen Gesicht das Tuch bedeckte, hatte einen Bart, einen Schnurrbart und langes Haar, das im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden war.

– Der Mund des Mannes war geschlossen, seine Nase gequetscht und durch das gegen das Gesicht gepresste Tuch nach rechts gedrückt. Diese beiden anatomischen Elemente wurden auf dem Sudarium von Oviedo klar identifiziert und decken sich mit den Spuren am Antlitz des Grabtuches von Turin.

Abb. 9: Kopfverhüllung am Kreuz (© CES)

– Der Mann war tot. Der Prozess der Spurenbildung schließt jegliche Atmungstätigkeit aus.

– An der Unterseite des Hinterkopfes findet sich eine Reihe von Wunden, die zu Lebzeiten durch scharfe Gegenstände verursacht wurden. Diese Wunden hatten etwa eine Stunde lang geblutet, bevor das Tuch darübergelegt wurde.

– Fast der ganze Kopf, die Schultern und zumindest ein Teil des Rückens des Mannes waren voller Blut, bevor er mit dem Tuch bedeckt wurde. Soviel steht fest, weil es unmöglich ist, die Blutspuren im Haar, auf der Stirn und am Kopf mit dem Blut eines Leichnams zu erzeugen. Es kann daher gesagt werden, dass der Mann vor dem Tod mit etwas verwundet wurde, das seine Kopfhaut zum Bluten brachte und Wunden auf seinem Nacken, den Schultern und dem oberen Teil des Rückens verursachte.

– Der Mann litt im Endstadium an einem Lungenödem.

– Das Tuch wurde doppellagig, aber nicht gänzlich um den Kopf gelegt, weil der rechte Nackenbereich bereits die Schulter berührte. Dies weist darauf hin, dass die Kopfbedeckung schon aufgesetzt wurde, als der Körper noch am Kreuz hing. Nachdem der Mann gestorben war, verblieb der Körper noch etwa eine Stunde lang in vertikaler Position. Der rechte Arm wurde durch den 70° nach vorne und 20° nach rechts geneigten Kopf gestreckt (Abb. 9).

– Die Anordnung der Blutspuren auf dem Tuch von Oviedo besagt, dass der Mann mit beiden Armen am Kreuz hing und die Füße in einer Position hatte, die ihm das Atmen sehr erschwerte – eine Position also, die sich vollkommen mit der Kreuzigung deckt (Abb. 10). Man kann sagen, dass der Mann zuerst verwundet (Blut an Kopf, Schultern und Rücken) und dann gekreuzigt wurde.

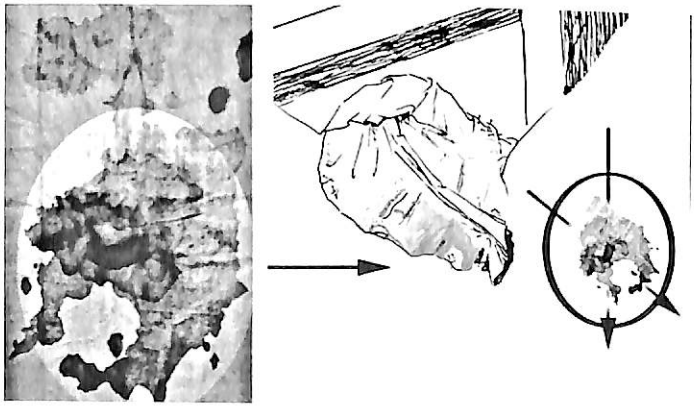

Abb. 10: Leicht schräg geneigter Kopf am Kreuz. Das Blut ergoss sich über die untere Gesichtsfläche auf das Tuch. (© CES)

– Darauf wurde der Leichnam vom Kreuz abgenommen und auf seiner rechten Seite auf den Boden gelegt, mit der Stirn auf einer harten Unterlage. In dieser Position wurde er etwa eine weitere Stunde belassen (Abb. 11).

– Anschließend wurde der Leichnam weggetragen, wobei einer der Träger das Austreten von Flüssigkeit aus Mund und Nase jeweils mit der linken Hand durch starken Gegendruck zu unterbinden suchte. Das Tragen dürfte ca. fünf Minuten in Anspruch genommen haben.

– Das Tuch blieb die ganze Zeit übereinandergefaltet, wurde dann ausgebreitet, wie eine Kapuze um den Kopf gewickelt und wiederum mittels scharfer Halterungen befestigt. Daraufhin wurde der Leichnam mittels einer geschlossenen linken Hand teilweise angehoben und das Tuch seitlich über das Gesicht

geschlagen. Es bedeckte nunmehr den gesamten Kopf, und der Körper wurde ein letztes Mal bewegt, wobei eine geschlossene linke Hand von unten gegen das Gesicht drückte. Diese Bewegung verursachte den großen dreieckigen Fleck, an dessen Oberfläche die fingerartigen Abdrücke zu sehen sind und auf der Rückseite des Tuches die in die Wange eingegrabene bogenförmige Linie. Gleich der vorherigen Bewegung dürfte auch dies höchstens fünf Minuten gedauert haben.

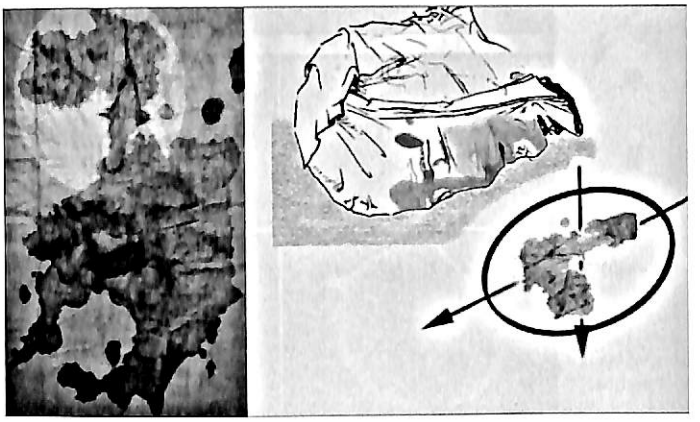

Abb. 11: Gesicht auf dem Boden. Das Blut ergoss sich über die obere Gesichtshälfte der Nase entlang. (© CES)

– Als man schließlich zum Bestimmungsort kam, wurde der Leichnam mit dem Gesicht nach oben hingelegt und das Tuch aus unbekannten Gründen vom Kopf abgenommen.

Die jüngsten Untersuchungen, über die auf dem 2. Internationalen Kongress zum Schweißtuch im April 2007 in Oviedo und auf dem ISWAI 2010 in Frascati berichtet wurde, haben die oben angeführten Forschungsergebnisse untermauert.

Vor allem konnte sichergestellt werden, dass das Tuch auf das Antlitz eines bereits toten Mannes gelegt und hinter dem Kopf gefaltet und befestigt wurde.

4. Die Blutspuren

Die symmetrisch angeordneten Blutflecken auf beiden Seiten des Tuches bestehen aus einem Teil Blut und sechs Teilen ödematöser Lungenflüssigkeit. Diese Flüssigkeit sammelt sich nach dem Tod durch Ersticken, wie es bei einer Kreuzigung der Fall ist, in den Lungen. Die Todesursache des Mannes,

dessen Blut auf dem Schweißtuch von Oviedo erhalten ist, deckt sich mit der des Mannes auf dem Grabtuch. Da einige Flecken von anderen überlagert sind, kann daraus geschlossen werden, dass die ersten bereits trocken waren, als die anderen, von denen sie überdeckt wurden, sich bildeten.

Zudem sind im Mund- und Nasenbereich, wie bereits erwähnt, Abdrücke von Fingern zu erkennen, die von jener Person herrühren dürften, die den Blutfluss zu stoppen versuchte, der aus Nase und Mund auf das den Kopf umhüllende Tuch gelangte. José Denifle Villalaín, Prof. für Rechtsmedizin

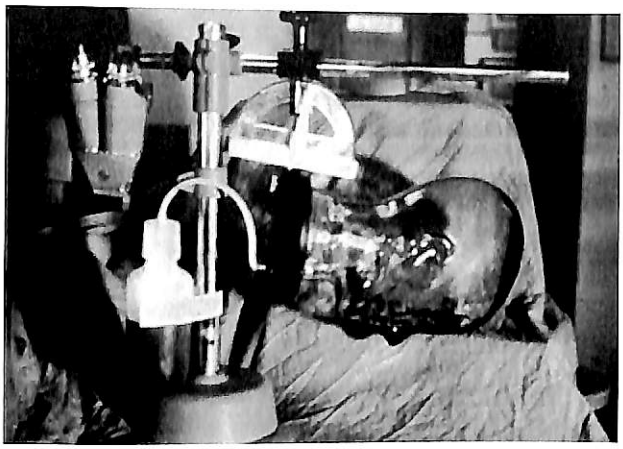

Abb. 12: Kopfmodell von Villalain (© CES)

an der Universität von Valencia, gelang es nämlich zusammen mit anderen Mitgliedern von EDICES, die Flüssigkeit, die aus Nase und Mund kam, zu simulieren und die Zeit abzuschätzen, die zwischen der Bildung einer jeden Fleckenüberlagerung verstrich, indem er die Mischung von Blut und ödematöser Lungenflüssigkeit nachbildete und den Fluss der Flüssigkeiten anhand eines speziell modellierten Kopfes (Abb. 12) reproduzierte.

5. Vergleichende Studien

Da die Blutflecken die Hauptmerkmale auf dem Sudarium sind, beziehen sich die vergleichenden Studien zum Grabtuch vornehmlich auf den Vergleich der Blutspuren bzw. ihre gerichtsmedizinischen, chemischen und geometrischen Entsprechungen mit dem Grabtuch (Abb. 13).

Das Blut auf beiden Tüchern ist menschliches Blut der Blutgruppe AB.

Die Größe der Blutflecken deckt sich geometrisch, wenn man deren relative Stellung auf jedem Tuch betrachtet.

Die Flecken, die von Blutergüssen im Leben herrühren, sind auf beiden Tüchern gleich. Sie besetzen die vom Körperbild des Grabtuches aus voraussagbaren Positionen.

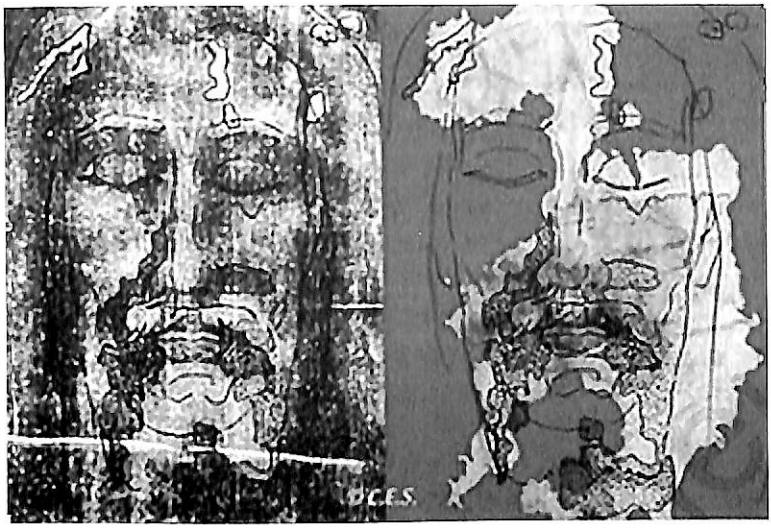

Abb. 13: Antlitz auf Grabtuch und Sudarium (© CES)

Es gibt Übereinstimmungen zwischen anatomischen Elementen des Sudariums und dem Mann auf dem Grabtuch, wie folgende Tabelle zeigt:[11]

Anatomische Entsprechungen		
Element	***Sudarium***	***Grabtuch***
Flächte der Entsprechungen	2.280,00 mm²	2.000,00 mm²
Schwellung an der rechten Nasenseite	100 mm²	90,00 mm²

A. und M. WHANGER wandten die „Polarized Image Overlay Technique" zum Vergleich von Blutflecken auf dem Sudarium und dem Grabtuch an und fanden dabei siebzig Entsprechungspunkte für die Vorder- und 50 für die Rückseite. Die Ergebnisse müssen allerdings noch durch weitere Untersuchungen bestätigt werden.[12]

Die Länge der Nase, durch die das Blut und die Lungenflüssigkeit kamen, wurde auf 8 cm berechnet, eine Länge, die genau mit jener auf dem Grabtuch übereinstimmt.

[11] J. L. FERNÁNDEZ SÁNCHEZ: The Sudarium of Oviedo, S. 173.
[12] M. GUSCIN: The history of the Sudarium of Oviedo.

Legt man das Gesicht des Grabtuches auf die Blutspuren des Sudariums, so beeindruckt am meisten die genaue Übereinstimmung der Blutspuren mit dem Bart des Gesichts.

Eine kleine Blutspur am Mund zur rechten Handseite wurde auch am Grabtuch gefunden.

Die Dornenwunden am Nacken stimmen vollkommen mit den Blutspuren auf dem Grabtuch überein.

III. SCHLUSSBEMERKUNG

Wenngleich in Bezug auf Sudarium und Grabtuch noch viele Fragen offen sind, reichen die erzielten Forschungsergebnisse heute schon aus, nicht nur von der Echtheit der beiden Tücher zu sprechen, sondern vor allem auch davon, dass beide Tücher den gleichen Mann bedeckt haben – das Sudarium allerdings nur den Kopf. Außerdem ist festzuhalten, dass das Sudarium erst durch die Entsprechungen mit dem Grabtuch den wissenschaftlichen Schluss auf Christus ermöglicht, wie dies auch für den Schleier von Manoppello zutrifft.

Damit haben wir durch das *Grabtuch von Turin*, den *Schleier von Manoppello* und das *Sudarium* drei geschichtliche Gegenstände, die sich gegenseitig decken und nach den Literaturberichten nur mit den Aussagen der Evangelien übereinstimmen, wo vom Leiden Christi gesprochen wird. Was das Sudarium betrifft, erlangt in diesem Zusammenhang, wie schon angedeutet, die Aussage bei Johannes eine besondere Bedeutung:

> „Da kam auch Simon Petrus, der ihm gefolgt war, und ging in das Grab hinein. Er sah die Leinenbinden dort liegen und das Schweißtuch, mit dem das Haupt Jesu bedeckt war; es lag aber nicht bei den Leinenbinden, sondern zusammengefaltet an einem eigenen Platz.“ (Joh 20,6-7)

„Petrus sah das Schweißtuch, mit dem das Haupt Jesu bedeckt war.“ Dieses „war“ bezieht sich hier nicht auf die Bedeckung des Hauptes im Grabe, sondern auf die Bedeckung des Hauptes vom Kreuzestod bis zur Grablegung. Es ist völlig undenkbar, dass ein derart verschmutztes Tuch für die Beerdigung in Frage kam. Man darf sich sogar wundern, dass ein so unreines Tuch überhaupt ins Grab kam. Dies ist nur dahin verständlich, dass es für jene Personen, welche die Beerdigung vornahmen, ein heiliges Gut war, insbesondere auch für Josef von Arimathäa und Nikodemus.

> „Josef aus Arimatäa, der aus Furch vor den Juden nur heimlich ein Jünger Jesu war, bat drauf Pilatus, den Leichnam Jesu abnehmen zu dürfen; und Pilatus erlaub-

te es. So kam er und nahm den Leichnam ab. Auch Nikodemus, der früher einmal Jesus bei Nacht aufgesucht hatte, kam und brachte eine Mischung von Myrrhe und Aloe, etwa hundert Pfund. Sie nahmen den Leichnam Jesu und umwickelten ihn mit Leinenbinden, zusammen mit der wohlriechenden Mischung, wie es bei den Juden Begräbnissitte ist. Bei dem Ort, wo man ihn gekreuzigt hatte, war ein Garten, und in dem Garten ein neues Grab, in das noch niemand gelegt worden war. Dort setzten sie Jesus bei wegen des Rüsttages der Juden; das Grab lag in den Nähe." (Joh 19, 38-42).

Neben den beiden genannten nahmen sicher auch die Frauen die Jesus begleitet hatten, vor allem seine Mutter, Maria Magdalena und wohl auch Johannes an der Grablegung teil. Zumindest ab der Kreuzabnahme war Jesus in den Händen der Seinen. Daher sind auch die Fingerabdrücke, die sich am Sudarium feststellen lassen, in diesem Kreis zu suchen.

Wie dargelegt, wurde das Sudarium vor der Grablegung vom Kopf abgenommen. Dies konnte nicht anders sein. Der Leichnam konnte nur bloß und würdevoll in die Leinenbinden gewickelt werden. Dafür spricht auch die Mischung von Myrrhe und Aloe. Viel mehr verwundert, wie schon erwähnt, dass man das Sudarium überhaupt ins Grab legte, war es doch unrein. Für die Jünger war es allerdings das unmittelbarste Zeugnis des Todes Christi. Es wurde daher gegen alle Gepflogenheiten nicht entsorgt, sondern man legte es an einen besonderen Platz. Vielleicht war es Maria, die Mutter Jesu, oder Johannes selbst, der es dort hinlegte und es daher in seinem Bericht eigens erwähnt. Das Sudarium trägt somit auch nicht die Spuren der Auferstehung, sondern bleibt vielmehr ein natürliches Zeugnis des Todes Christi, das zudem gleichsam als einsamer „Beobachter" das Ereignis der Auferstehung und die Formung des Körperbildes auf dem Grabtuch miterlebte.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass das Sudarium, auch dank der dargelegten Forschungsergebnisse, eine Bestätigung des Grabtuches und über das Grabtuch ein historisches Zeugnis des Todes Christi darstellt, als das es immer schon verehrt wurde.

Zusammenfassung

RESCH, ANDREAS: **Das Schweißtuch von Oviedo.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 61 (2012) 2, 99–116

Das Schweißtuch von Oviedo ist neben dem Grabtuch von Turin und dem Schleier von Manoppello eine jener Reliquien, die, mit Christus in Zusammenhang gebracht

Summary

RESCH, ANDREAS: **The Sudarium of Oviedo.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 61 (2012) 2, 99–116

The Sudarium of Oviedo, like the Shroud of Turin and the Veil of Manoppello, belongs to the relics that are associated with Jesus Christ, especially with the Deposition of

werden, speziell mit der Kreuzabnahme und der Grablegung.
Die in den letzten Jahren vom Spanischen Zentrum für Grabtuchforschung (CES) gemachten Untersuchungen untermauern diesen Zusammenhang insbesondere durch die Entsprechungen mit Merkmalen des Grabtuches, wie Blutgruppe und Gesichtsform. So werden in diesem Beitrag die Merkmale des Schweißtuches und die Entsprechungen mit dem Grabtuch aufgezeigt.

Grabtuch von Turin
Schweißtuch von Oviedo
Sudarium von Oviedo

Christ from the cross and his Entombment. Recent investigations made by the Spanish Centre of Sindonology (CES) give support to these suggestions, particularly because of the correspondence to characteristics of the Turin Shroud such as blood group and facial structure.
Thus, in this article the characteristics of the Sudarium of Oviedo and its correspondences to the Shroud of Turin are described.

Shroud of Oviedo
Shroud of Turin/Turin Shroud
Sudarium of Oviedo

Literatur

Bollone, Baima: Book of Acts of the 1st International Congress on the Sudarium of Oviedo, 1994, S. 428–429.
Book of Acts of the 2nd International Congress on the Sudarium of Oviedo, 2007.
Fernández Sánchez, José Luis: The Sudarium of Oviedo and the Shroud of Turin. A question of authenticity. International Workshop on the Scientific approach to the Acheiropoietos Images (IWSAI), 4–6 May 2010, ENEA Research Centre of Frascati, S. 171–177.
Guscin, Mark: The History of the Sudarium of Oviedo: How it Came from Jerusalem to Northern Spain in the Seventh Century A.D. Lewiston, NY [u. a.]: Mellen, 2004.
Heras, G./Villalaín, J. D./Rodríguez, J. M.: Comparitive Studies of the Sudarium of Oviedo and the Shroud of Turin. III Congresso Internazionale di Studi sulla Sindone di Torino, 1998.
Ricci, Giulio: L'uomo della Sindone. Roma: Coletti, 1966.
Rodríguez Almenar, J. M.: El Estudio de Oviedo. Ediciones Universidad de Navarra, S.A., 2000.

Prof. Dr. Dr. P. Andreas Resch, IGW, Maximilianstr. 8, A-6010 Innsbruck
info@igw-resch-verlag.at

Grenzgebiete der Wissenschaft 61 (2012) 2, 117–153

FRANÇOIS RECKINGER

ERSCHEINUNGEN UND VISIONEN (II)

2. Teil: Ausgewählte Beispiele

Im Folgenden werde ich zu ausgewählten Beispielen in der Hauptsache jeweils nur einige mir wichtig erscheinende Aspekte benennen, vor allem solche, die anderweitig nicht oder nicht so sehr betont wurden. Was den allgemeinen Ablauf dieser Erscheinungen betrifft, verweise ich, wenigstens zusätzlich, auf „Marienlexikon“[21] und „Marienerscheinungen“[22] sowie die dort angegebene Literatur.

Catherine Labouré und die Wundertätige Medaille (1830)

Entscheidend dazu ist die gründliche Untersuchung der verfügbaren Quellen von René LAURENTIN, *Vie de Catherine Labouré*[23]. Der entsprechende Beitrag im Lexikon für Theologie und Kirche (VI, 1997, 579) ist wertlos, weil er diese Untersuchung ignoriert und stattdessen lediglich auf das „Dictionnaire de Biographie Française“ und auf einen 18-seitigen Beitrag in einem amerikanischen Sammelwerk verweist.

Die Bedeutung der Visionen von CATHERINE LABOURÉ (Abb. 2) hängt zunächst mit Ort und Zeit zusammen. Sie geschahen im Herzen von Paris, d.h. jener Stadt, deren Universität und Geisteswelt seit den Tagen, als THOMAS VON AQUIN dort lehrte, in erhöhtem Maß jedoch seit der Aufklärung im 18. Jh. die Entwicklung des europäischen Denkens entscheidend bestimmte. Sie geschahen im Jahr 1830, in dem Paris das erste Nachbeben der Französischen Revolution erlebte. Die Juli-Revolution dieses Jahres machte dem Traum von der Restauration des Ancien Régime für Frankreich und mittelbar für Europa ein Ende.

[21] Marienlexikon, hg. im Auftrag des Institutum Marianum Regensburg e.V. von R. Bäumer und L. Scheffczyk, 6 Bde., St. Ottilien 1988–1994.
[22] Marienerscheinungen: Ihre Echtheit und Bedeutung im Leben der Kirche, hg. von A. Ziegenaus (Mariologische Studien X), Regensburg 1995.
[23] Vie de Catherine Labouré, 2 Bde.: I: Récit; II: Preuves, Paris 1980.

Abb. 2: Catherine Labouré

Vor ihren drei Marienvisionen hatte Catherine als Zwanzigjährige eine Traumvision des hl. VINZENZ VON PAUL, kurz nach ihrem Eintritt ins Noviziat der Vinzentinerinnen in der Rue du Bac in Paris eine Vision des Herzens desselben Heiligen, dann eine Vision Jesu Christi im Geheimnis der Eucharistie. Sie, als eben eingetretene Novizin, verspürt den Auftrag, unter Verschweigen ihrer Visionen gegenüber allen anderen Personen, über ihren Beichtvater J.-M. ALADEL nicht weniger als eine Reform ihrer Ordensgemeinschaft zu erreichen. Obwohl sie persönlich als Bauerstocher an der althergebrachten monarchischen Ordnung hängt, ist doch gerade diese Gemeinschaft geeignet, der Kirche beim Eintritt in die neue Epoche große Dienste zu leisten. VINZENZ VON PAUL war als Anwalt der Armen derart populär, dass selbst die schärfsten Kirchengegner während der Revolution von 1789 nicht gegen ihn angehen konnten und wollten; sie verherrlichten ihn vielmehr in ihren Liedern, zusammen mit Rousseau und Voltaire.

Innerhalb der drei Marienvisionen empfängt Catherine dann deutlicher als bis dahin den Auftrag, durch Vermittlung von Herrn Aladel die Reform ihrer Gemeinschaft zu erreichen, erhält für diese aber auch die Zusage besonderen Schutzes, eine Verheißung, die sich nach den Angaben LAURENTINS nachweislich erfüllt hat, handgreiflich besonders anlässlich der Geiselhinrichtungen und der Kampfhandlungen gegen Ende der Pariser Kommune 1871. Maria hat nach Catherines Aussagen auch Frankreich einen besonderen Schutz verheißen. Diese Bevorzugung eines Landes vor anderen verwundert, lässt sich aber vielleicht in entfernter Analogie zum Volk Israel verstehen, das seine einmalige und endgültige Auserwählung als Auftrag zum Dienst an anderen Völkern empfing. Ähnlich mag Frankreich von Gott eine zeitweilige besondere Erwählung geschenkt worden sein für seine Vorreiterrolle bei der Überführung der europäischen Völker und mittelbar der Menschheit in die Gesellschaftsform des demokratischen Rechtsstaates.

Darüber hinaus wurde Catherine in der letzten der drei Marienvisionen die Vorder- und Rückseite einer zu prägenden Medaille gezeigt (Abb. 3). Ihr Beichtvater hat nach anfänglichem Widerstreben über seinen Generalobern

Abb. 3: Wundertätige Medaille

die Zustimmung des Erzbischofs von Paris zur Prägung einer solchen Medaille beantragt und überraschend schnell erhalten, so dass im Juni 1832 die 1500 ersten Exemplare hergestellt werden konnten. Ende 1834 waren 500.000 Exemplare abgesetzt, bis 1839 10 Millionen über alle Erdteile hin verbreitet. Heilungs- und Bekehrungswunder, die daraufhin erfolgten, lassen sich kaum bestreiten und sind wohl auch Voraussetzung dafür, dass die schnelle und massive Verbreitung erklärbar wird und nicht ihrerseits als Wunder erscheinen muss. Berühmt ist vor allem die Bekehrung des antikirchlich gesinnten jüdischen Anwalts und Bankiers ALPHONSE RATISBONNE 1842. NEWMAN hat sich die Medaille zwei Monate vor seinem Übertritt in die katholische Kirche umgehängt, und FRÉDÉRIC OZANAM trug sie, als er die Vinzenzkonferenzen gründete.

Gibt es in dem Ganzen auch Fragwürdiges oder „Fehlformen", um den Ausdruck von Kardinal SCHEFFCZYK zu gebrauchen?

Catherine wird zu ihrer ersten Marienvision von einem kleinen Kind von 4 bis 5 Jahren geweckt und in die Kapelle geführt – einem Kind, das sie als ihren Schutzengel meint identifizieren zu können. Allerdings spricht das Kind am Ende laut wie ein Mann. Steht die Darstellung eines Engels als Kind nicht im Gegensatz zu allen biblischen Engelvisionen, und schlägt hier nicht die Verkitschung der Engel in der abendländischen Kunst seit der Renaissance durch?

Die Seherin hat sich sehr nach einer Marienerscheinung gesehnt – ganz im Gegensatz zur Ansicht des hl. JOHANNES VOM KREUZ, wonach man ja alle Visionen abweisen und nie welche ersehnen sollte. Dem zu widersprechen ist nicht tragisch, aber wieso sehnte sie sich so sehr nach einer Marienvision, nachdem sie bereits eine Christusvision gehabt hatte – da Marias Schönheit die Schönheit Christi ja allenfalls spiegeln kann wie der Mond die Sonne?

Und zur Medaille: Ist es nicht paradox, dass die erwähnten Wunder, die, wie gesagt, kaum zu leugnen sind, aufgrund einer Medaille, d.h. einer *Sache* geschehen, während die beiden *Handlungen*, die auf das Bewirken von Heilungen und von pfingstlich-charismatischen Zeichen ausgerichtet sind, nämlich Krankensalbung und Firmung, seit Jahrhunderten ohne jegliche feststellbare Wirkungen ablaufen? Gewiss: Gott ist frei, seine Gaben zu schenken, wie und wo er will. Aber sollten wir ihm die Frage nach den sichtbaren Wirkungen der beiden genannten Sakramente nicht eindringlich im Gebet immer wieder stellen und ihm damit auch bezeugen, dass wir an solchen Wirkungen überhaupt interessiert sind?

Catherine hat als Inhalt ihrer Offenbarungen von 1830 eine Reihe von *Zukunftsprophetien* geäußert: Blutvergießen, Profanierung von Kreuzen, Bedrohung des Erzbischofs in naher Zukunft, was Aladel in der Juli-Revolution von 1830 erfüllt sah; Vereinigung einer anderen Ordensgemeinschaft mit der der Vinzentinerinnen: dies trat 1850 ein; und schließlich „in 40 Jahren" neues Blutvergießen, bei dem der dann amtierende Erzbischof und andere Mitglieder des Pariser Klerus umkommen, Lazaristen und Vinzentinerinnen jedoch verschont bleiben würden: auch das trat 1871 unter der Herrschaft der Kommune ein. Der einzige Haken dabei: Catherine hat diese Prophetien *erst 1876 niedergeschrieben*.[24] LAURENTIN führt auch die Aussage eines Zeugen an, der von der Vorhersage der Tötung des Erzbischofs einige Tage vor dem Ereignis erfahren haben will. Er hält diesen Zeugen zwar für subjektiv aufrichtig, meint aber, er tendiere dazu, „seine Erinnerung zu objektivieren und zu extrapolieren"[25]. Auch damit lässt sich demnach wenig anfangen. Gewiss erklärt Catherine in derselben Niederschrift, sie hätte das alles Herrn Aladel schon 1830 gesagt, aber es gibt darüber offenbar keine bekannte Urkunde von damals. Infolge dessen ist die Anwendung des Kriteriums, das die Bibel für die Unterscheidung der wahren von den falschen Propheten in Deuteronomium 18,22 angibt, unmöglich. Dort heißt es: „Wenn ein Prophet im Namen des

[24] Ebd. I, 87.
[25] Ebd. II, 318f., 344f.

Herrn spricht und sein Wort sich nicht erfüllt und nicht eintrifft, dann ist es ein Wort, das nicht der Herr gesprochen hat. Der Prophet hat sich nur angemaßt, es zu sprechen." Das Umgekehrte wird nicht gesagt, und es könnte auch nur mit einigen einschränkenden Zusätzen gesagt werden: Wenn jemand im Namen Gottes etwas vorhersagt, was er auf natürlichem Weg nicht wissen kann und was zugleich inhaltlich so präzise und differenziert ist, dass ein Zufallstreffer ausgeschlossen erscheint, und wenn dies dann auch so wie angekündigt eintrifft, dann ist das ein sehr starkes Argument zugunsten der Echtheit dieses Propheten.

In dieser Form kann eine kontrollierbar erfüllte Prophetie ein Bestätigungszeichen für andere, nicht überprüfbare Botschaften desselben Propheten sein. Aber sie kann es nur, wenn alle Interessierten leicht feststellen können, dass sie zu einem Zeitpunkt ausgesprochen wurde, als ihre Erfüllung noch ausstand und auf natürlichem Weg noch nicht vorauszusehen war. Welchen Sinn sollte es dann haben, die Prophetie geheim zu halten, bis die Erfüllung eingetreten ist? Dadurch bringt man einen echten Propheten – oder bringt dieser sich selbst – in den nicht auszuräumenden Verdacht, mit der „prophetia ex eventu" zu arbeiten, d.h. mit einer Prophetie, die nach dem Ereignis formuliert und fälschlich vor das Ereignis zurückdatiert wurde – und dies ist einer der übelsten Täuschungstricks, die in der Geschichte der Wahrsagerei und der Religionen angewandt wurden. Der zweite Zweck von Zukunftsprophetien ist, dass Einzelpersonen und die Kirche als Ganze sich auf die angekündigten Ereignisse einstellen und ggf. Hilfsaktionen für vorhergesagte Notsituationen planen und vorbereiten können. Auch dieser Zweck wird durch die Geheimhaltung verhindert.

Abschließen möchte ich diesen Abschnitt über CATHERINE LABOURÉ mit einem Wort über ihre *soziale Tätigkeit* und deren Ausstrahlung. Die Seherin war eingesetzt in einem Altenheim im Pariser Vorort Reuilly, darüber hinaus aber, besonders in der Zeit des deutsch-französischen Krieges und des anschließenden Aufstandes der Pariser Kommune 1870/71, zusammen mit anderen Vinzentinerinnen, auch im Dienst der Not leidenden Bevölkerung tätig. Ihrer Ideologie entsprechend versuchten die Leiter der Kommune, den Einfluss der Schwestern auf die Bevölkerung zurückzudrängen. Sooft es deswegen zu einem Konflikt kam, solidarisierten sich jedoch insbesondere die Armen, auf die sich die Vordenker der Kommune zur Legitimierung ihrer Macht beriefen, regelmäßig mit den Schwestern. Als Kommune-Funktionäre eines Tages die nicht für alle Bittsteller ausreichenden Lebensmittel, welche die Schwestern verteilen wollten, beschlagnahmten, drohte ein Volksaufstand auszubrechen.

Daraufhin gaben die Funktionäre nach und erlaubten die Verteilung. Höflich und geschickt luden die Schwestern sie ein, die Durchführung dieses Vorhabens doch selbst in die Hand zu nehmen. Geschmeichelt, unerfahren und ungeschickt gingen die selbsternannten Machthaber auf das Angebot ein. Dann aber entstand bei der Verteilung ein derartiges Chaos, dass die Kommunarden die Ordensfrauen eiligst zu Hilfe rufen mussten, weil diese allein der Bevölkerung gegenüber die nötige Autorität besaßen, um die Ordnung wieder herstellen zu können. Weil die Schwestern zwei verwundete Polizisten versteckt hatten und sie nicht herausgeben wollten, drohten die Kommune-Beauftragten, die Oberin festzunehmen. Sofort aber stellten sich alle anderen Schwestern, darunter Catherine, neben sie und erklärten energisch, dass sie dann alle mitgehen würden. Daraufhin wurde der die Aktion leitende Bürgermeister unsicher, fand auf einmal den Anblick der vielen Hauben nebeneinander offenbar lustig und sagte, das Gesicht wahrend, zu seinen Genossen, in freier Übersetzung: „Menschenskinder, was soll ich denn mit diesem ganzen Hühnerstall anfangen? Dann lassen wir sie besser alle laufen."

Nach dem Sieg der Regierungstruppen haben die Schwestern dann verwundete Kommunarden gepflegt und, unter Einsatz der Medaille, mit Erfolg zum Gebet und zum Sakramentenempfang vor ihrer Hinrichtung durch die neuen Machthaber angeleitet.

Es scheint mir wichtig, diese soziale Botschaft zu erwähnen, die hier durch das Lebenszeugnis von Catherine und ihren Mitschwestern durchscheint und die verbal in den Erscheinungsmitteilungen nicht enthalten ist. Das eine muss durch das andere ergänzt werden.

La Salette (1846)

Hier handelt es sich um eine einzige Erscheinung, am 19. September 1846. Die Seher sind Melanie Calvat (auch Melanie Mathieu), 14 Jahre, und Maximin Giraud, 11 Jahre. Sie haben sich ein oder zwei Tage vorher als Hirten zweier verschiedener Herden auf benachbarten Weideplätzen kennengelernt. Ausschlaggebend für die diesbezügliche Forschung ist: *Jean Stern, La Salette. Documents authentiques*[26]. Derselbe Autor hat auch den entsprechenden Artikel im Marienlexikon geschrieben (IV, 25–27).

Besondere Charakteristiken dieser Erscheinung sind, dass die schöne und hell leuchtende Frau, welche die Seher von Anfang an auf einem Stein sitzend

[26] J. Stern: La Salette. Documents authentiques, 3 Bde., Paris 1980–1991.

Abb. 4: Madonna von La Salette

erblicken, dabei ist, zu weinen, und auf der Brust ein Kreuz mit den Passionswerkzeugen Hammer und Zange trägt (Abb. 4). Sie stellt sich während des ganzen Gesprächs nicht vor, ihre Identität ist jedoch aus dem, was sie sagt, für uns eindeutig zu erschließen, war es allerdings nicht ohne weiteres für die religiös ungebildeten Seher.

Sie sagt im Wesentlichen:

„Kommt näher, meine Kinder ... Ich bin hier, um euch eine große Nachricht zu bringen ...

Wenn mein Volk sich nicht unterwerfen will, bin ich gezwungen, den Arm meines Sohnes fallen zu lassen ... So lange schon leide ich um euch! Wenn ich will, dass mein Sohn euch nicht verlasse, so muss ich ihn unaufhörlich bitten. Ihr aber macht euch nichts daraus ...

Ich habe euch sechs Tage zum Arbeiten gegeben, den siebten habe ich mir vorbehalten, und man will ihn mir nicht geben ... Die Fuhrleute können nicht fluchen, ohne dabei den Namen meines Sohnes zu missbrauchen ...

Wenn die Ernte verdirbt, geschieht es nur euretwegen. Ich habe es euch im vergangenen Jahr an den Kartoffeln gezeigt. Ihr aber habt euch nichts daraus gemacht. Im Gegenteil, wenn ihr verdorbene Kartoffeln gefunden habt, habt ihr geflucht und dabei den Namen meines Sohnes missbraucht. Sie werden weiter verderben, und dieses Jahr an Weihnachten wird es keine mehr geben."

Bis dahin hat die Dame Französisch gesprochen. Jetzt sagt sie: *„Ihr versteht nicht, meine Kinder? Ich will es euch anders sagen."* Sie fährt im örtlichen Dialekt fort und kündigt an, dass Getreide, Nüsse und Trauben verderben werden. STERN vermerkt, dass es im Winter 1846/47 tatsächlich eine Hungersnot gegeben hat.[27]

Anschließend stellt Maria eine Frage: *„Verrichtet ihr euer Gebet gut, meine Kinder?"* Antwort: „Nicht besonders, Madame." – *„Ach Kinder, ihr müsst*

[27] MarL IV, 25.

es gut verrichten, am Morgen und am Abend ... Im Sommer gehen nur einige ältere Frauen zur Messe, die anderen arbeiten sonntags den ganzen Sommer hindurch. Im Winter, wenn sie nicht wissen, was tun, gehen sie nur zur Messe, um sich über die Religion lustig zu machen." Im Fall der Bekehrung, so kündigt sie an, „*werden Steine und Felsen zu Getreidehaufen werden*". Sie schließt mit dem Auftrag: „*Nun, meine Kinder, teilt es meinem ganzen Volk mit!*"

Das ist nur die Wiedergabe des größten Teils dessen, was vom Dialog im Marienlexikon abgedruckt ist. Aber auch dort sind einige Stellen auspunktiert. In Wirklichkeit hat die Erscheinung u. a. als weitere Sünde ihres Volkes die

Abb. 5: Mélanie Calvat und Maximin Giraud, die Seher von La Salette

Tatsache benannt, dass die Leute „in der Fastenzeit wie Hunde in die Metzgerei gehen"[28]: Das hat Maximin sinnentstellt wiedergegeben, indem er „in der Fastenzeit" wegließ. Durch Melanie ist diese für den Sinn des Satzes notwendige Umstandsangabe jedoch bezeugt. (Abb. 5)

Was die Beurteilung der Erscheinung betrifft, schreibt A. ZIEGENAUS mit Recht, dass sie „eine der rätselhaftesten und problematischsten der noch als echt anerkannten Erscheinungen der Neuzeit" sei[29]. *Für* die Echtheit spricht, dass die beiden Kinder einen derart langen Text, dessen Inhalt sie wenigstens in dem französisch gesprochenen Teil weitgehend nicht verstanden haben, weder selbst zu erfinden, noch, wenn jemand ihn ihnen hätte beibringen wollen, auswendig zu lernen und korrekt wiederzugeben imstande gewesen wären.

Für die Echtheit der Vision spricht auch die Tatsache, dass die beiden Seher im Endeffekt Zusätze zurückgewiesen haben, von denen um Moralität besorgte Zeitgenossen ihnen einreden wollten, davon müsse Maria doch auch gesprochen haben. Maximin hatte sich einmal überreden lassen, zuzugeben, sie hätte es auch getadelt, dass Jungen Steinchen und andere Wurfgeschosse mit in die Kirche nahmen, um damit auf die Mädchen zu schießen. Melanie hat daraufhin klargestellt, dass sie davon nicht gesprochen habe. Ein andermal hat auch Maximin nicht nachgegeben, als gewisse Frauen meinten, Maria müsse doch auch vor Tanz und vor unwürdigen Beichten gewarnt haben. Wörtlich erklärt er dazu: „Ich habe ihnen gesagt, dass die Heilige Jungfrau das nicht gesagt hat. Und da sie dennoch behaupteten, sie müsse davon gesprochen haben, bin ich weggegangen, indem ich sagte: Nun, wie ihr wollt"[30].

Was die eben geäußerte Überlegung zum Inhalt der Marienrede betrifft, möchte ich noch darauf hinweisen, dass RAHNER (37f.) zu Recht erklärt, der Eindruck eines Visionärs, „etwas ihn Überraschendes, von ihm nicht Gewusstes zu vernehmen", sei noch kein Beweis, dass dies von einem wirklich vorhandenen Gesprächspartner kommt, da wir alle ja Derartiges im Traum erleben. „Damit der (in einer Vision) vernommene Inhalt einer Rede ... nicht mehr als Produkt des schöpferischen Unterbewusstseins des Visionärs auffassbar sei, müsste dieser Inhalt schon sehr eindeutig über den Möglichkeiten des Bewusstseins des Visionärs liegen, was nicht leicht nachgewiesen werden kann."

Auf die Weise, die RAHNER hier meint, lässt sich wohl die *Bildung einzelner Sätze* mit Begriffen erklären, die der Träumende oder ein Visionär nicht

[28] J. STERN: La Salette II, 71.
[29] Marienerscheinungen, 178.
[30] J. Stern: La Salette II, 232–234.

bewusst kennt und nicht versteht. Das ist bei Bernadette hinsichtlich des Begriffes „Unbefleckte Empfängnis" nicht mit Sicherheit auszuschließen. Denn wie in vielen anderen Pfarreien wurde auch in Lourdes in den Jahren nach der Dogmatisierung von 1854 über dieses Thema gepredigt. Bernadette könnte den Ausdruck in der Kirche oder bei einem Gespräch unter Erwachsenen aufgefangen und in ihrem Unterbewusstsein gespeichert haben, zusammen mit der Angabe, dass er irgendwie mit Maria zu tun hat. Nachdem viele ihrer Bekannten die Meinung geäußert hatten, dass die ihr erscheinende Dame Maria sei, könnte ihr Unterbewusstsein den Satz „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis" gebildet haben – ein Satz, der sich dann auch wenigstens mit Mühe und Not behalten lässt, selbst wenn der Ausdruck unverstanden bleibt. Aber eine größtenteils unverstandene Rede von der Länge wie in La Salette und über Themen, die den Visionären fern liegen, auswendig zu behalten, lässt sich nicht vorstellen. Hier scheint RAHNERS Forderung, dass die erbrachte Leistung „sehr eindeutig" über den Möglichkeiten der Psyche der Visionäre liegen müsste, wirklich erfüllt zu sein.

Als positives Kriterium wurde im Hinblick auf die 1851 erfolgte Anerkennung der Erscheinung durch den Bischof von Grenoble auch die Besserung des religiös-kirchlichen Lebens gewertet, die vom Ortsklerus seit dem Ereignis festgestellt wurde. Eine Rolle spielte ebenso die 1847 eingetretene plötzliche und vollständige Heilung einer Sterbenden, die als Folge einer 20 Jahre zuvor erlittenen Misshandlung seither an schweren inneren Verletzungen, zuletzt auch an Rückenwunden als Folge einer dreijährigen Bettlägerigkeit gelitten hatte.[31]

Das *Problematische* an der Erscheinung ist vor allem der Inhalt der Marienrede. Gewiss ist es in einer Hinsicht schön, wie die Dame sich mit den Sehern in dem volkstümlichen Stil unterhält, in dem in deren Umkreis geredet wurde. Aber wie befremdlich ist das Bild vom Arm ihres zürnenden Sohnes, den sie als die gütige Mutter zurückhalten muss. Wie nahe sind wir da bei Predigten aus den Jahrhunderten davor und wie weit von der Bibel entfernt, nach der Jesus auf immer fürbittend für uns beim Vater eintritt – beim Vater, der aber auch seinerseits nicht als zu besänftigend vorgestellt wird, sondern aus Liebe zu uns seinen Sohn gesandt und in den Tod gegeben hat, damit die Erlösung nicht nur sein Werk, sondern in der Person seines Sohnes auch das Werk der Menschheit selbst sei. Gewiss, auch in der Marienrede von La Salette wird Jesus letztlich als Heil schaffend verstanden. Denn das, wovon Maria ihn durch ihre Fürbit-

[31] Ebd., 224–227; 316–318.

te abhalten will, ist ja, dass er bestimmte Menschen oder Menschengruppen verlassen würde. Aber um das festzustellen, muss man schon zwischen den Zeilen lesen. Zu diesem Punkt äußert sich auch der für menschliche Begriffe zu früh verstorbene, als Dogmatiker und Mariologe anerkannte Pater FRANZ COURTH. Die Theologie der Fürbitte, so meint er, sei von der Vorstellung einer Zwischeninstanz zu befreien. Ähnliches gelte „für die Zuordnung der gütigen Mutter zum gestrengen Richter". In diesem Zusammenhang stünden La Salette und Fatima „in der Gefahr großen christologischen Missverständnisses"[32].

Im Übrigen macht der Text der Marienrede den Eindruck, eher zur Welt des Alten als des Neuen Testamentes zu gehören. An schöne und hochpoetische alttestamentliche Verheißungstexte erinnert die Zusage, dass im Fall der Bekehrung Steine und Felsen zu Getreidehaufen würden. Lohn und Strafe für das religiös-moralische Verhalten werden nur für das diesseitige Leben angekündigt – eine Sicht, die bereits in der Spätphase des Alten Testaments seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert überwunden war. Aber vielleicht ist das in diesem Fall gar nicht einmal so verkehrt. Denn so wird für die hier genannten Verfehlungen die ewige Verdammnis nicht angedroht. Das ist möglicherweise sachgerecht, weil es sein kann, dass die meisten der betroffenen Christen durch das von Maria beklagte Fehlverhalten etwa bezüglich der Teilnahme am Sonntagsgottesdienst subjektiv nicht schwer schuldig wurden. Waren sie doch durchweg nicht verwöhnt durch eine angemessene pastorale Hinführung zur sinnvollen Mitfeier einer Liturgie, von der sie vieles nicht verstanden.

Über den Sonntag wird in dem Text so geredet, dass man den Eindruck gewinnt, er werde dem Sabbat gleichgestellt und als der siebte Tag im Ablauf der Woche verstanden – während er doch in Wirklichkeit der erste Tag ist und die Kirche des ersten Jahrhunderts nach Aussage des IGNATIUS VON ANTIOCHIEN den Sabbat bewusst zugunsten des „Herrentages" aufgegeben hat.[33]

Jedoch wurde diese Sicht erst seit Mitte des 20. Jhs. wieder entdeckt. Zur Zeit der Erscheinung von La Salette war die Gleichsetzung des Sabbats mit dem Sonntag in der Verkündigung üblich, ebenso wohl auch das erwähnte Übersehen der Mittlerschaft Jesu Christi und deren Ersetzen durch die Mittlerschaft Marias bei Christus. Insofern könnte die Marienrede durchaus von einem zeitgenössischen Pfarrer stammen, der volkstümlich schön und wirksam zu formulieren gewusst hätte. Aber man sieht nicht, wer es gewesen sein

[32] F. COURTH: Marienerscheinungen und kirchliches Amt, in: Marienerscheinungen, 182–198 (197).
[33] An die Magnesier, 9,1.

sollte und wie er es geschafft hätte, die zwei Kinder das auswendig lernen zu lassen; und auch nicht, wieso die beiden, die später in ihrem Reden und Verhalten so wechselhaft waren, darüber bis zu ihrem Tod geschwiegen haben könnten.

Von Anfang an hat man es als problematisch empfunden, dass Maria gesagt haben soll: „Ich habe euch sechs Tage zum Arbeiten gegeben...", und bis heute hat niemand zu diesem Problem eine überzeugende Lösung gefunden.

Zusätzlich kompliziert wird der Fall durch die Tatsache, dass der hl. Pfarrer von Ars, JEAN-MARIE VIANNEY, nach einem Gespräch mit Maximin im Herbst 1850 erklärt hat, der Junge habe ihm gestanden, *nichts* gesehen zu haben. Dies wird von ALFRED MONNIN, dem ersten Biografen des Pfarrers von Ars bezeugt[34], der als Augen- und Ohrenzeuge aus erster Hand berichtet und auch ein unverdächtiger Zeuge ist, weil er selbst an die Echtheit der Erscheinung von La Salette glaubt. Später erklärte Maximin je nach den Umständen wieder, er habe *doch* die Muttergottes gesehen, habe dem Pfarrer von Ars *nicht* das Gegenteil gesagt, bzw. er habe es ihm doch gesagt, aber das sei *falsch* gewesen, er habe nur testen wollen, ob es wahr sei, dass der Pfarrer in den Herzen lesen könne, wie allgemein erzählt wurde.[35]

Damit zeigte sich schon deutlich die tragische Entwicklung des Jungen, deren weiteren Verlauf RAHNER so zusammenfasst: Er „starb nach einem abwechslungsreichen Leben (Seminarist, Angestellter, Medizinstudent, päpstlicher Zuave usw.) ... Likörfabrikant Marke ‚Salettine', mit Etikette des Sehers Maximin". Melanie ihrerseits versuchte sich als Ordensfrau, wechselte jedoch „viermal die religiöse Genossenschaft, bis sie schließlich entlassen wurde"[36]. „Merkwürdig ist der Umstand, dass (sie) den ersten Versuch, das (von der Erscheinung ihr und Maximin anvertraute) Geheimnis zu veröffentlichen, ... im Jahr 1858 machte, dem Jahr, in dem die Erscheinungen von Lourdes stattfanden und das Interesse (von La Salette weg) auf sich zogen"[37].

1851, unmittelbar vor der Anerkennung der Erscheinung durch den Bischof von Grenoble, hatten beide Seher das erwähnte Geheimnis dem Papst persönlich aushändigen lassen. Was Melanie dann 1879 „gegen den Willen Roms als ihr ‚Geheimnis' veröffentlichte, gibt in vielem Anlass, an dessen Echtheit zu

[34] Le Curé d'Ars. Vie de M. Jean-Baptiste-Marie Vianney, Paris 1861; in der 7. Aufl., 2 Bde., Paris 1863: II, 241–251.

[35] CARLOS MARIA STAEHLIN: Apariciones – Ensayo critico, Madrid ²1955 (1954); dt.: Visionen, Stigmata und Offenbarungen. Kritischer Essay, Typoskript, ca. 1958 (aus deutschen Jesuitenkreisen), S. 435b.

[36] 61, mit Anm. 61.

[37] 105, Anm. 136.

zweifeln. Seine Verbreitung ist vom HI. Stuhl getadelt (1880) und dann unter Exkommunikation verboten worden (AAS, 1915, 594). 1897 begann die Seherin mit der Niederschrift einer „Geschichte ihrer Kindheit", die „mystische Erlebnisse enthielt, von denen sich in ihrer wirklichen Geschichte keine Spur nachweisen lässt"[38].

In dieser Angelegenheit hat demnach der HI. Stuhl eine deutliche Trennungslinie zwischen La Salette I und La Salette II gezogen: Die bischöfliche Anerkennung für I, die Vision von 1846, bleibt bestehen; II, d.h. alles, was später dazugekommen ist, wird eindeutig abgelehnt.

Abschließend drängt sich ein Vergleich zwischen der Botschaft von La Salette und der von *Akita in Japan* auf. Dort soll Maria am 3. August 1973 u.a. gesagt haben: „Damit die Welt den Zorn[39] des himmlischen Vaters kennen lernt, bereitet er eine große Züchtigung der gesamten Menschheit vor. Zusammen mit meinem Sohn habe ich so oft vermittelt, um den Grimm[40] des Vaters zu besänftigen. Ich habe den kommenden Katastrophen vorgebeugt, indem ich ihm das Leiden des Sohnes ... und geliebte Seelen aufgeopfert habe, Seelen, die ihn trösten und eine Schar von Opferseelen bilden."[41] Außer anderen problematischen Inhalten dieser Botschaften (wie die bei uns längst überwundene Unart, Menschen als bloße „Seelen" zu bezeichnen; der Gebrauch der aus der Anti-Atomrüstungsliteratur gut bekannten Formulierung, dass nach der großen Katastrophe „die Überlebenden die Toten beneiden werden"; die Parteinahme für sich verfolgt fühlende Marienverehrer) muss der Gegensatz der zitierten Aussage zur Botschaft von La Salette auffallen. Damals drohte das Strafgericht vom Sohn Gottes auszugehen, jetzt ist (nur noch?) der Vater zornig, während Jesus zusammen mit seiner Mutter interveniert, um ihn zu beschwichtigen. Beide Erscheinungen sind kirchlich anerkannt (Akita seit 1984). Kann man beide gleichzeitig für echt halten? Und entspricht das gegenüber La Salette unvergleichlich gesteigerte Strafszenario von Akita wirklich der Grundstimmung des Neuen Testaments und den zwar ernsten, aber zutiefst friedvollen und Frieden ausstrahlenden Erscheinungen von Lourdes, Beauraing und Banneux, von denen im Folgenden die Rede ist?

[38] J. STERN, in: MarL IV, 26; vgl. ders.: Melanie Calvat, in: Catholicisme VIII, 1110f.
[39] Engl.: anger.
[40] Engl.: wrath.
[41] Text nach der Homepage zu Akita unter www.apparitions.org; eig. Übers.

Lourdes (1858)

Es gab in Lourdes 18 Erscheinungen, vom 11. Februar bis 16. Juli 1858. Das bis heute grundlegende Werk, das für die historische Untersuchung anderer Erscheinungen richtungweisend wurde, ist: *René Laurentin, Lourdes. Documents authentiques*, und ders., *Lourdes. Histoire authentique des apparitions*[42]. Der Autor hat anschließend einen handlicheren und erschwinglicheren Auszug daraus publiziert: *Les apparitions de Lourdes*, und: *Vie de Bernadette*. Letzteres ist auch deutsch erschienen: *Das Leben der Bernadette*[43].

Weder Ablauf und Inhalt der Visionen noch das Leben der Seherin BERNADETTE SOUBIROUS (Abb. 6) werfen irgendwelche Probleme auf, sie leuchten vielmehr im hellen Glanz überzeugender Glaubwürdigkeit. Lediglich hinsichtlich einer Einzelheit bei der neunten Erscheinung gibt es Grund, zu fragen, wozu das gut sein soll, dass Maria die Seherin aufforderte, von dem Gras zu essen, das an der Grotte wuchs. Im Zusammenhang mit der vorhergehenden Aufforderung am selben Tag, auf den Knien voranzurutschen unter dem Motto „Buße, Buße, Buße", ist wohl auch dieses Essen als ein prophetisches Zeichen für Buße tun zu verstehen. Unbekannte und ungewaschene Pflanzen zu essen, sollten wir dafür nicht unbedingt auch unsererseits als Bußwerk praktizieren und empfehlen. Maria konnte wissen, dass die betreffenden Pflanzen gesundheitlich nicht schaden würden, wir dagegen wissen das nicht, und es stehen uns genügend andere Arten von Bußwerken zur Verfügung.

Bedeutsam ist, dass Maria einen Rosenkranz trägt und gleich ab der ersten Erscheinung mit Bernadette in Kommunikation tritt, indem sie zum Rosenkranzbeten anregt; vor allem aber, dass die Seherin damit gar nicht anfangen kann, wie sie es gewohnt ist, sondern erst zusammen mit Maria, indem sie wie diese mit dem Kreuz ihres Rosenkranzes langsam ein großes Kreuz über sich zeichnet. Damit ist die Aufforderung zur Überwindung einer verbreiteten Unart beim gemeinsamen Beten angemahnt: das geistlose Rennen, gegen das man in manchen Gemeinden als Zelebrant etwa beim Vater unser innerhalb der Messfeier trotz Mikrofon nicht ankommt. Inhaltlich bringt der Rosenkranz mit seinem Kreuz den Bezug der Erscheinungen zu Christus und seinem Erlösungswerk zum Ausdruck, den man in den gesprochenen Worten, für sich allein genommen, vermissen würde.

[42] R. LAURENTIN: Lourdes. Documents authentiques, 7 Bde., Paris 1958–66; ders.: Histoire authentique des apparitions, 6 Bde., Paris 1961–64.

[43] R. LAURENTIN: Les apparitions des Lourdes, Paris 1966; ders.: Vie de Bernadette, Paris 1978 (dt.: Das Leben der Bernadette, Düsseldorf 1979).

Von großer Bedeutung ist auch die *Armut*, in der Bernadette mit ihrer Familie gelebt hat und die sich gerade in den Jahren unmittelbar nach den Erscheinungen zugespitzt hatte. 1848 verlor ihr Vater durch einen Arbeitsunfall

Abb. 6: Bernadette Soubirous (1844–1879)

ein Auge, 1854 mussten die Soubirous wegen Zahlungsunfähigkeit die bis dahin von ihnen betriebene Mühle aufgeben. Sie waren fleißig, aber keine Ge-

schäftsleute. Sie hatten ihr Mehl den zahlreichen Armen unter ihren Kunden nach dem Prinzip verkauft: Zahlen Sie, wann Sie können.

Bernadettes Vater arbeitete danach als Tagelöhner, die Mutter als Haushaltshilfe, Wäscherin und Erntearbeiterin. Der Versuch eines Neuanfangs in einer anderen Mühle schlug fehl, weil Herr Soubirous beim Vertragsabschluss hereingelegt wurde. Als beide Eltern 1856 keine Arbeit mehr fanden und ihre Miete nicht mehr zahlen konnten, wurden sie vom Vermieter einfach auf die Straße gesetzt und fanden Aufnahme nur noch im „Cachot" – das ist ein altes französisches Wort für Dunkelzelle oder Verlies. Als Gefängnis hatte man den Raum schon 1824 wegen Ungesundheit, Nässe und Gestank aufgegeben, hielt ihn aber noch für gut genug, um dort spanische Saisonarbeiter unterzubringen. Jetzt bot ihn der Besitzer, ein Vetter der Soubirous, diesen an, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als dort einzuziehen. Während der Hungersnot 1856 bemerkte eine junge, wohlhabende Frau in der Pfarrkirche der Stadt außerhalb der Gottesdienstzeiten einen kleinen Jungen, der das von Kerzen heruntergefallene Wachs zusammenkratzte und es aß, um dem Hunger zu wehren. Es war Jean-Marie, der kleine Bruder von Bernadette. Die damalige junge Frau sagte das später im Seligsprechungsprozess der Seherin aus. Sie, Emmanuélite Estrade, gehörte zu den ersten engagierten Anhängern der Erscheinungen, ihr Bruder, der Finanzamtsbeamte Jean-Baptiste Estrade, hat später *zwei Bücher* über die Ereignisse veröffentlicht – aber man hört nichts darüber, dass diese beiden oder andere Mitmenschen in der Stadt und in der Pfarrei eine Hilfsaktion für die Soubirous gestartet und eine andere Wohnung für sie gesucht hätten. Man hört auch nichts von einer Hilfsaktion, nachdem 1857 Bernadettes Vater verhaftet und eine Woche lang in Untersuchungshaft festgehalten wurde, weil ein Bäcker, dem zwei Sack Mehl gestohlen worden waren, ihn beschuldigt hatte, der Täter zu sein, mit dem einzigen Argument: „Nur seine Armut lässt mich glauben, dass er der Urheber jenes Diebstahls ist." Nach einer Woche wurde Herr Soubirous mangels Beweisen freigesprochen, aber der Makel dieser Beschuldigung blieb an ihm und seiner Familie haften. Daran, dass die Tat ohnehin als Mundraub hätte legitim sein können, schien niemand zu denken.

Obwohl Pfarrer und Kapläne von Lourdes (Abb. 7) als eifrige und tüchtige Seelsorger geschildert werden, hört man nichts von einem Prophet Amos unter ihnen, der derart himmelschreiende soziale Sünden von Christen gebrandmarkt und deutlich gemacht hätte, dass nach dem Evangelium die Armen die privilegierten Freunde Gottes sind und Reiche nur dann wie Kamele durch ein Nadelöhr in den Himmel eingehen können, wenn sie durch ihr

Abb. 7: Lourdes

Verhalten diese privilegierte Stellung der Armen anerkennen und sich diese durch Abgeben von ihrem Besitz zu Freunden machen. In eine derart geballte Sündensituation hinein setzt Maria, die Prophetin des Magnificat, ihre Erscheinungen, in denen sie zur Buße für die Sünder aufruft.

Zu ihrer Rolle als prophetische Mittlerin ist Bernadette bereitet durch Gaben des Herzens und des Geistes, die sie zum Teil auch von ihren Eltern empfangen hat. Diese haben mitten in den schwersten Prüfungen am Glauben, am gemeinsamen Gebet in der Familie und an der Treue zueinander festgehalten – obwohl die beiderseitige Verwandtschaft sie gegeneinander aufzubringen und dazu zu verleiten suchte, einander die Schuld an ihrem Elend zuzuschieben. Bernadette und ihre Geschwister sind in der warmen Atmosphäre dieser Liebe aufgewachsen, von der ja auch die zahlungsunfähigen Kunden in der Mühle Soubirous etwas mitbekommen haben.

Bernadette ist gerade, aufrichtig, ehrlich bis auf die Knochen, uninteressiert am Besitz ebenso wie am Beifall der Menschen – welch gute Voraussetzungen für die Glaubwürdigkeit ihrer Visionen. Sie ist zudem ein ganz normales Mädchen, das mit beiden Füßen auf dem Boden steht – ein weiterer großer Pluspunkt. Sie bewährte sich, seit sie mit ca. 12 Jahren zu arbeiten angefangen hatte: erst als Haushaltshilfe und Kellnerin bei ihrer Tante, die ein Wirtshaus führte, danach als Schäferin und Mädchen für alles bei ihrer Amme in Bartrès. Aus ihrer Zeit als Kellnerin ist bezeugt, dass sie das Zinnmaß, mit dem Wein aus dem Fass gezapft und in Flaschen abgefüllt wurde, jeweils so voll laufen ließ, dass darin nach Abfüllen der Flasche noch ein wenig übrig blieb. Diesen Rest gab sie dann ihrer Kollegin oder anderen zu trinken. Wein wurde damals, und wohl gerade von Menschen, die vielfach hungerten, als Stärkungsmittel angesehen.

Hochinteressant ist die Entwicklung der Seherin nach den Erscheinungen in den Jahren 1860–1864, da sie mit 16–20 Jahren im Hospiz der Schwestern in Lourdes untergebracht ist und dort zusammen mit erheblich jüngeren

Mädchen die Schule besucht. Sie weiß sich zu wehren, z. B. als man sie entgegen dem ihr gegebenen Versprechen nicht zu ihren Eltern gehen lassen will. Vor allem aber protestiert sie, um andere gegen kleine Ungerechtigkeiten und Amtsmissbrauch seitens der Erzieherinnen zu verteidigen.

Sie machte in dieser Zeit ihren Rock weiter, nach der damaligen Mode der Krinolinen – vom Klerus, wie nahezu jegliche neue Mode, als „Teufelswerk" verschrien. Um ihrer Figur etwas nachzuhelfen, steckte sie sich ein Stück Holz in ihr Mieder. LAURENTIN bemerkt dazu: „Die Regungen der Natur waren ihr nicht fremd. Damals bereitete das Probleme ... Heute würde das Gegenteil beunruhigen."[44]

Bernadette verbreitete Fröhlichkeit auf Schritt und Tritt – „ein bisschen zu viel, so meint(e) man damals"[45] –, in der Pause, gelegentlich auch im Unterricht: so etwa, als sie von ihrem Schnupftabak, der ihr wegen ihres Asthmas ärztlich verschrieben war, vor einer Schulstunde großzügig an ihre Mitschülerinnen austeilte. Sie hätte bei rechtzeitiger Einschulung offenbar auch eine gute Juristin oder Moraltheologin werden können. Denn eines Tages hat sie ein Beispiel perfekter Kasuistik hingelegt, als sie auf der ersten Etage des Internats mit einer zehnjährigen Mitschülerin am Fenster stand und beide die schönen Erdbeeren im Garten bewunderten. Erdbeeren zu pflücken war nicht ausdrücklich verboten, wohl aber, in den Garten zu gehen. Bernadette fand einen Ausweg: „Ich werfe meinen Schuh aus dem Fenster, dann hast du einen wichtigen Grund, um in den Garten gehen zu dürfen, und du bringst dann einfach Erdbeeren mit." Was die Seherin ihren Mitschülerinnen dagegen immer verweigert hat, war, über die Erscheinungen zu reden. Diese Normalität, Fröhlichkeit und geistige Gesundheit sind ein großer Pluspunkt für ihre Glaubwürdigkeit. Ebenso, dass sie über das Besondere in ihrem Leben, die Erscheinungen, nur kurz und bündig Rede und Antwort stand, wenn es nötig war.

Diesem Mädchen nun hat Maria bei ihren Begegnungen nicht nur zugelächelt, wie bei der zweiten Erscheinung, als Bernadette sie auf Anraten von Bekannten, für den Fall, dass es der Teufel wäre, mit Weihwasser besprengte[46], sondern sie hat mit ihr auch *gelacht*: bei der dritten Erscheinung, als Bernadette ihr, wiederum auf Anraten anderer, Feder und Papier hinhielt, damit sie ihren Namen darauf schreibe, und die Dame dazu erklärte: „Das ist nicht nötig"[47]; und noch einmal, als Bernadette bei der 16. Erscheinung auf Wunsch

[44] R. LAURENTIN: Das Leben der Bernadette, 118.
[45] Ebd., 119.
[46] R. LAURENTIN: Les apparitions, 46.
[47] Ebd., 63f.

des Pfarrers auf jeden Fall ihre Identität erfahren wollte und sich bei der gut vorbereiteten entsprechenden Frage ein paar Mal verhaspelte[48].

In den Erscheinungen erweist Maria in der Person der Bernadette den Armen die Ehre, die ihnen dem Evangelium nach zukommt und die ihnen in der damals sich noch christlich nennenden Gesellschaft und in der Kirche vorenthalten wurde. Sie fertigt sie nicht ab, wie der Pfarrer es mit ihr und ihren Tanten gemacht hat, als sie zum ersten Mal zu ihm kamen, um ihm den Wunsch der Dame nach Prozessionen und einer Kapelle zu überbringen. Sie redet Bernadette mit Sie an und fragt sie: „Wollen Sie die Güte haben, vierzehn Tage lang hierher zu kommen?" Auf die Zusage der Seherin erfolgt die Verheißung: „Ich verspreche nicht, Sie in dieser Welt glücklich zu machen, sondern in der anderen."[49] Als sie ihre Gesprächspartnerin zum ersten Mal einlädt zur Buße, zum Gebet für die Sünder und dazu, auf den Knien in die Grotte hinaufzurutschen und die Erde zu küssen als Buße für die Sünder, da fragt sie sie, „ob ihr das etwas ausmachen würde"[50].

Verbunden mit der Zuwendung Marias zu den Armen leuchtet im prophetischen Zeugnis der Bernadette die Liebe zur Armut und die Abwehr aller Geschenke auf – Geschenke, die jetzt, nachdem die Erscheinungen bekannt geworden sind, in Hülle und Fülle angeboten werden. Bernadette ist in diesem Punkt eisern und verlangt auch von ihren Angehörigen, dass sie jegliche Spende ablehnen. Als ihr kleiner Bruder einmal als Dank für eine Dienstleistung von einer Besucherin der Grotte ein Geldstück erhielt und annahm, handelte er sich von der Seherin eine schallende Ohrfeige ein und musste das Geschenk umgehend zurückbringen (die Erziehungsmethoden im Haus Soubirous waren für unsere Begriffe etwas rau, und „schlagende Argumente" wurden nicht grundsätzlich als Gegensatz zur Liebe empfunden).

Bei der 15. Erscheinung, am letzten der vierzehn Tage, für die die Jungfrau Bernadette eingeladen hatte, erwarteten viele in der riesigen Menge der Teilnehmer ein Wunder. Als die Erscheinung abgelaufen und kein Wunder bekannt geworden war, strömte ein großer Teil dieser Menschenmenge zur Elendswohnung der Soubirous, und sie verlangten immer wieder, Bernadette zu sehen. Ihre Eltern, die angesichts der Belagerung nicht mehr ein und aus wussten und einer Erstürmung des Hauses oder dessen Abtragen zwecks Reliquiengewinnung zuvorkommen wollten, öffneten schließlich die Tür und

[48] Ebd., 225.
[49] Ebd., 64 (3. Erscheinung).
[50] Ebd., 119 (8. Erscheinung).

ließen die Hereindrängenden nacheinander an ihrer Tochter vorbeidefilieren. Ihre Zahl wird auf ca. 10.000 geschätzt. Nach mehreren Stunden war Bernadette vor lauter Händeschütteln, Umarmen und Küssen ganz erschöpft und fand sich am Ende mit einer Frau wieder, die absichtlich gewartet hatte, um als Letzte dranzukommen und ein Geschenk loszuwerden. Als sie mit Geld keinen Erfolg hatte, zog sie eine Orange aus ihrer Handtasche, damals ein neues Produkt auf dem Markt. Diese hat Bernadette dann für einmal angenommen, unter der Bedingung, dass die Besucherin zum Mittagessen dablieb.[51]

Auf diese von niemandem vorhergesehene und geplante Weise bekam eine riesige Menschenmenge von überall her zu sehen und zu riechen, in welchem Elend Angehörige, Bekannte, Gesellschaft, Staat und Kirche die Familie Soubirous hatten sitzen lassen und dass hier nicht einmal ansatzweise geschehen war, was die Apostelgeschichte von der Urgemeinde berichtet, nämlich dass es unter ihren Mitgliedern keinen gab, der Not litt, weil die Besitzenden ihr Eigentum zur Verteilung an die Bedürftigen zur Verfügung stellten (4,34f.). Für die Echtheit der Erscheinungen legte Bernadette mit ihrer Haltung gegenüber dem Besitz ein erstklassiges Zeugnis ab.

Noch ein Letztes ist hervorzuheben: die Furchtlosigkeit und Schlagfertigkeit der Seherin bei Kontakten mit Vertretern der öffentlichen Macht. Dies zeigt sich einmal am 28. Februar, als ein Polizist sie auf Anweisung hin festgenommen hat, um sie zum Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter zu bringen, und sie zu ihm sagt: „Halten Sie mich gut fest, sonst laufe ich weg." Der Polizist berichtet in einer privaten Niederschrift voll Bewunderung von der Art, wie sie anschließend den Untersuchungsrichter bei seinem Verhör mit (illegalem) Einschüchterungsversuch an die Wand gespielt hat: „Wir werden dich einsperren. Was machst du bei der Grotte? Wir bringen dich ins Gefängnis." – „Ich bin bereit. Bringen Sie mich hin. Aber es muss fest gebaut und gut verschlossen sein, sonst werde ich ausbrechen." – „Du musst aufhören, zur Grotte zu gehen." – „Ich werde nicht darauf verzichten."

Zu diesem Zeitpunkt hatte der diesmal offenbar nur zuhörende Staatsanwalt seine eigene Erfahrung mit Bernadette schon hinter sich. Am 25. Februar hatte er sie in Gegenwart ihrer Mutter zwei Stunden lang verhört. Dabei hatte er die beiden seine Verachtung, die auch in seinen Berichten über die Familie Soubirous zum Ausdruck kommt, deutlich spüren lassen, indem er sie die ganze Zeit hindurch stehen ließ. Nachdem es ihm, wie kurz vorher schon dem Polizeikommissar, nicht gelungen war, sie in Widersprüche hinsichtlich der Erschei-

[51] Ebd., 200–203 (15. Erscheinung).

nungen zu verwickeln, blieb auch ihm am Ende nichts anderes übrig, als ihr zum Schein mit dem Gefängnis zu drohen. Dabei blieb sie unerschütterlich, nur ihre Mutter brach in Tränen aus und wäre vor Müdigkeit beinahe hingefallen. Da endlich bot der Beamte den beiden Stühle an – aber Bernadette lehnte für ihren Teil ab mit den Worten: „Nein, wir könnten sie noch schmutzig machen", und setzte sich im Schneidersitz auf den Boden.

In dieser Szene zeigt sich der gesunde Stolz einer Armen, die bereit ist, gewaltfrei für die Anerkennung der Würde der Armen zu kämpfen. Diese Tat der Bernadette ist eine entscheidende Etappe auf dem Weg der Menschheit von der Gewalt- und Willkürherrschaft sowie der revolutionären Gegengewalt hin zur Haltung und Praxis des gewaltfreien Widerstandes. In solchen Ereignissen beginnt sich die eschatologische Verheißung Marias im Magnificat, dass Gott die Mächtigen vom Thron stürzen und die Niedrigen erhöhen wird, ansatzweise in unserer Geschichte zu verwirklichen.

Beauraing (1932–33)

Die beiden Erscheinungen von *Beauraing* und *Banneux* in Belgien haben bei weitem nicht dieselbe Breitenwirkung erzielt wie etwa Guadalupe, Lourdes oder Fatima, weisen jedoch ein Reihe origineller Eigenheiten auf, die mir auch interessant und bedeutsam erscheinen im Hinblick auf Fragen, die zu Visionen und zum Umgang damit im Allgemeinen gestellt werden – Eigenheiten, die in der deutschsprachigen Literatur zum Thema weniger bekannt sind. Als die entscheidenden Quellenwerke zu Beauraing sind zu nennen: *Camille-Jean Joset, Dossiers de Beauraing*, 5 Bde.[52] (Dokumentensammlung); *Fernand Toussaint/Camille-Jean Joset, Beauraing. Les apparitions*[53] (Bericht entsprechend den Dokumenten).

In Beauraing gibt es fünf Seher aus zwei Familien: *Degeimbre* und *Voisin*. *Von Degeimbre* zwei Mädchen: *Andrée*, 14; *Gilberte*, 9. Sie haben eine 18-jährige Schwester. Diese geht im Lauf der Ereignisse zusammen mit der Mutter mit zum Erscheinungsort, sieht aber nichts, genau wie die Mutter. Von Voisin zwei Mädchen: Fernande, 15; nochmals eine Gilberte, 13; und ein Junge, Albert, 11 (Abb. 8). Die Mutter Degeimbre ist mit 34 Witwe geworden. Sie ist Landwirtin, katholisch-praktizierend und politisch liberal eingestellt. Der Va-

[52] C.-J. Joset: Dossiers de Beauraing, 5 Bde., Beauraing 1981–84.

[53] F. Toussant/C.-J. Joset: Beauraing. Les apparitions, Paris 1981. Im Folgenden zitiert: Toussaint/Joset; bei bloßen Seitenangaben: Ziffern zwischen Klammern im Text.

ter Voisin ist Eisenbahner, politisch links orientiert, katholisch gläubig, jedoch nichtpraktizierend, ebenso wie seine Frau.

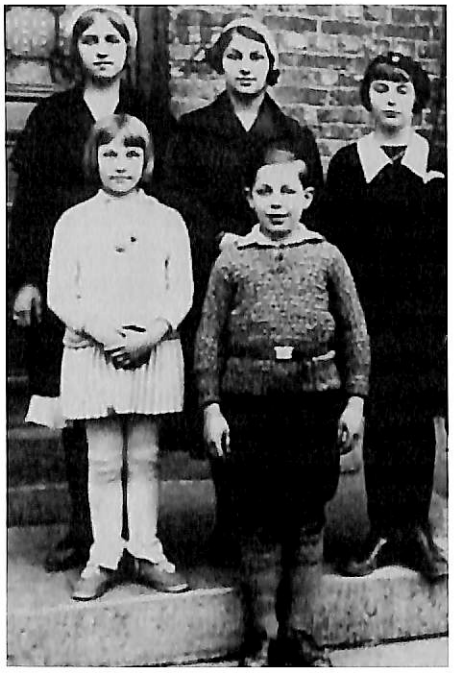

Abb. 8: Die Seherkinder von Beauraing

Die 13-jährige Gilberte Voisin ist halbinterne Schülerin in der Klosterschule des Ortes, d.h. sie ist abends um 18.30 Uhr von Angehörigen dort abzuholen. Am 29. November 1932 besorgt das ihre Schwester Fernande zusammen mit Albert, aber auch die beiden jüngeren Degeimbretöchter begleiten sie. Unterwegs sind die vier zu Späßen aufgelegt und machen „Klingelmännchen" bei einer älteren Dame. Damit beweisen sie, dass sie ganz normale Kinder und Jugendliche sind. Das gibt mir hinsichtlich der Echtheit der Erscheinungen ein weitaus besseres Gefühl, als wenn die vier aus der eingegossenen Beschauung gekommen wären.

Innerhalb des Grundstücks der Schwestern, bevor sie die Haustür des Internats erreichen, passiert es dann: Sie sehen eine weißgekleidete Frau, im Profil, die über der im Garten befindlichen Lourdesgrotte in der Luft spazieren geht. Sie zeigen sie der Ordensschwester, die die Tür öffnet, diese sieht jedoch nichts und hält die Kinder für närrisch. Als jedoch die abzuholende Gilberte dazukommt, erblickt auch sie sie sofort, und die Schwester versteht die Welt nicht mehr.

Von jetzt an gehen die vier nahezu jeden Abend dorthin, und es erfolgen bis zum 3. Januar 1933 insgesamt 26 Erscheinungen, besser gesagt 26 Erscheinungsabende, denn an einigen Abenden gibt es mehr als eine Erscheinung. Im Folgenden bedeutet Erscheinung, wenn nichts anderes gesagt wird, jeweils einen Erscheinungsabend (Abb. 9).

Bei der 3. Erscheinung sehen die Kinder die Dame zum ersten Mal von vorn und beschreiben sie: mittlere Größe, Füße nicht sichtbar, sieht wie eine 18–20-Jährige aus; blaue Augen, rosa Teint, Augenbrauen dunkel. Beide Mütter sind dabei, Frau Degeimbre durchstreift und durchsucht die Sträucher um die Grotte herum. Wohl von diesem Abend an sind die Seher bei den Be-

gegnungen mit der Dame in Ekstase und nehmen ihre Umwelt nur begrenzt wahr. Das war aber bei der ersten Erscheinung sicher nicht der Fall. Die vier Ankommenden sahen damals die Dame nur, wenn sie auf ihrem Weg vom Tor des Grundstücks zum Eingang des Gebäudes etwas nach links auf den Bereich der völlig im Dunkeln liegenden Grotte blickten. Sie sahen sie nicht mehr, als sie vor dem Gebäude ankamen und auf dessen Eingangstür schauten. Hätten sie die Vision aus ihrer eigenen Psyche hervorgebracht, hätten sie sie beim Gehen wohl „mitgenommen", oder das Gehen wäre für sie unmöglich gewesen.

Abb. 9: Madonna von Beauraing

Viele der Erscheinungen verlaufen in Stillschweigen. Erst bei der vierten kommt es zum ersten Dialog, und auch dieser wird nicht von der Dame, sondern vom elfjährigen Albert eröffnet: „Sind Sie die Unbefleckte Jungfrau?" Die Dame bejaht durch Kopfnicken. „Was wollen Sie von uns?" Antwort: *„Seid immer weise."* Bei einer zweiten Begegnung am selben Abend stellt Albert noch einmal dieselben Fragen. Wieder das Kopfnicken, dann eine Gegenfrage: *„Ist es wirklich wahr, dass ihr immer weise sein werdet?"* Darauf antwortet Andrée allein: „Ja, wir werden es immer sein."

Hier ist ein Wort zur Übersetzung zu sagen. Maria fragt auf Französisch, ob die Seher immer „sage" sein wollen. Das bedeutet „weise", wird jedoch umgangssprachlich vor allem in Bezug auf Kinder in einem abgegriffenen Sinn gebraucht und bedeutet dann so viel wie „brav sein" im Deutschen. Wenn dieser Sinn gemeint wäre, dann wäre das etwas dünn als Zielsetzung einer Marienerscheinung. Aber die neunjährige Gilberte Degeimbre, der ein Expertenbericht zu Händen der diözesanen Untersuchungskommission ein weit über ihr Alter hinausgehendes intellektuelles Niveau bescheinigt (141), hat davon eine kluge und spirituell tiefe Deutung gegeben, die genau dem biblischen Sinn von Weisheit entspricht. Von einem Theologen gefragt, was Maria denn wohl mit „weise sein" gemeint habe, ob es vielleicht bedeute, dass sie keine Streiche mehr spielen sollten, antwortete die Kleine: „Streiche spielen ist doch nicht so schlimm. Die Heilige Jungfrau hat deren vielleicht auch selbst ge-

spielt ... Nein, ich habe mir immer gedacht, weise sein bedeutet, alles auf den lieben Gott beziehen" (181).

Spät abends nach der 3. Erscheinung finden sich die Seher mit ihren beiden Müttern beim Dechant von Beauraing ein, der von Anfang an eine zwar abwartende, aber offene und freundliche Haltung einnimmt – nichts von der polterig-jähzornigen Art des Dechanten von Lourdes, unter der Bernadette und ihre Verwandten seinerzeit so sehr zu leiden hatten. Im Gegensatz auch zu Mutter Théophile, der Schul- und Internatsleiterin, die nicht nur, anders als bis dahin, das Grundstück jetzt abends abschließen ließ, sondern auch androhte, die Hunde loszulassen und die Polizei einzuschalten, wovon sie nur die Diplomatie des Dechanten abhalten konnte. Die beiden Mütter bestellten bei diesem eine Messe, um Klarheit bezüglich der Visionen zu erlangen. Als sie am 8. Dezember frühmorgens gefeiert wurde, kommunizierten dabei die Seher und beide Mütter – die bis dahin nichtpraktizierende Frau Voisin, nachdem sie vorher gebeichtet hatte.

Einzig und allein für diesen 8. Dezember hatte Maria ihren Gesprächspartnern vier Tage im Voraus einen festen Termin gegeben. Auf die Frage von Albert: „An welchem Tag sollen wir kommen?", antwortete sie: *„Am Tag der Unbefleckten Empfängnis"* (44f.). Nach der Erscheinung dieses Tages erklärten die Seher übereinstimmend, dass Maria schöner und strahlender gewesen sei als bis dahin, jedoch nichts gesagt habe.

Inzwischen hatte sich, ohne jegliche Beteiligung der Kirche als solcher, dank der Initiative eines Notars (47) und mehrerer Ärzte ein nahezu perfektes Überprüfungssystem herausgebildet, wie es mir von keiner anderen Erscheinungsreihe bekannt ist. War Bernadette in Lourdes bei einer ihrer Visionen von einem einzigen Arzt, Dr. Dozous, beobachtet worden, so gab es in Beauraing bei der 8. Erscheinung unter den 600–700 Anwesenden sechs Ärzte, die die Seher nicht nur beobachteten, sondern auch sofort nach der Erscheinung nacheinander getrennt befragten. Da diese sechs allesamt katholisch-gläubig waren, beschlossen sie, für die weiteren Abende auch Kollegen anderer religiös-weltanschaulicher Ausrichtung hinzuzuziehen. Ihre Gesamtzahl nahm ständig zu, und bei der Vernehmung nach der letzten Erscheinung waren etwa 100 Ärzte und 25 weitere Personen anwesend.

Ab der 11. Erscheinung trennte man die Seher sofort nach Beendigung der Vision. Ab der 18. Erscheinung wurde einem jeden von ihnen während des Gebetes und der Erscheinung ein Zeuge beigegeben. Am 29. Dezember wird die Kontrolle während des Geschehens verschärft: Die Seher werden schon am Ort der Erscheinungen voneinander getrennt und ein jeder von mehre-

ren Kontrolleuren umgeben, so dass auch dort eine Verständigung unter ihnen nicht möglich ist. Dennoch ergeben die getrennten Vernehmungen eine verblüffende Übereinstimmung, was auch Redakteure von z.T. bedeutenden Zeitungen, wie „Le Soir" von Brüssel und „La Croix" von Paris bestätigen (51.53.68f.). Ein Maler legt aufgrund der Angaben der Seher den Fünf getrennt drei Entwürfe für ein entsprechendes Bild vor und erhält von allen dieselben Korrekturwünsche (80).

Die von Ärzten besonders beobachteten Vorgänge sind folgende: Seit dem dritten Erscheinungsabend fallen die Seher wie auf Kommando gleichzeitig auf die Knie, sobald Maria erscheint, oder werden eher mit Wucht auf die Knie geworfen, so dass ihre Strümpfe zerreißen und man den Aufprall auf den Pflastersteinen deutlich hört, wozu ein Arzt erklärt: „Wenn wir so hinfallen würden, würden wir uns die Kniescheiben brechen" (63). Albert hat das so kommentiert: „Es ist mir, wie wenn ich auf Kissen fallen würde" (66).

Derselbe Albert hat an drei Abenden nichts gesehen. Beim ersten Mal hat er sich trotzdem hingekniet – aber jetzt offenbar langsam, so wie es sonst alle machen (69). Beim dritten Mal, bei dem er nichts sah, ließ er sich bewusst fallen, wie die vier Mädchen – und hat sich diesmal weh getan (82). Bei einer anderen Erscheinung ist er etwas später hingefallen als die anderen, weil er erst etwas später die Erscheinung gesehen hat, und dies wiederum war nach seiner eigenen Erklärung dadurch bedingt, dass Fernande ihm die Sicht genommen hatte (80). Das war sicher nicht absichtlich geschehen, aber bei ca. 12.000 Anwesenden scheint es wohl um die Seher herum ein furchtbares Gedränge gegeben zu haben.

Dass Albert nichts sah, weil Fernande ihm die Sicht nahm, wird von den Vertretern der extrasubjektiven Realität von Visionen dankbar zur Kenntnis genommen werden. In diese Richtung könnte auch weisen, dass bei der 10. Erscheinung Fernande mit leichter Verspätung hinfiel, weil sie ihren Rosenkranz angeschaut und darum die Erscheinung verspätet erblickt hatte. Hätte diese sich nur in ihrem Innern ereignet, hätte ihre Blickrichtung auf den Rosenkranz hin wohl kein Hindernis bedeutet. Und noch ein Indiz im selben Sinn: Bei der 13. Erscheinung haben Ärzte versucht, einen Arm zwischen die Erscheinung und zwei der Seher hinzuhalten. Beide haben ihn spontan weggedrückt, um ihr Gesichtsfeld freizumachen.

In die entgegengesetzte Richtung scheint zu weisen, dass bei der 9. Erscheinung eine der Seherinnen nicht reagiert hat, als ein Arzt ihr die Hand vor das Gesicht hielt und zwei von ihnen ebenso wenig reagierten, als man sie mit einer Taschenlampe bzw. einer weit stärkeren Lampe zu blenden versuchte.

Das wäre dann so zu verstehen, dass Gott, wenn er nicht will, dass ein Seher bei der Vision gestört wird, diese natürlich auch allein in seinem Inneren bewirken kann.

Bei der letztgenannten Erscheinung haben Ärzte noch mehrere andere, z. T. recht dreiste Experimente durchgeführt. Hatte Dr. Dozous in Lourdes bloß verhindert, dass man Bernadette die Kerze aus der Hand nahm, deren Flamme für sie gefährlich werden musste, so haben Ärzte in Beauraing die Hand einer Seherin mit einem Streichholz absichtlich eineinhalb Sekunden lang angebrannt, sie kräftig in den Oberarm, die Wade und das Gesäß gekniffen und dieselbe Person sowie eines der anderen Mädchen mit der Spitze eines Taschenmessers leicht in die Hand gestochen. Die Überprüfung bei der Vernehmung ergab, dass das alles keine Spuren hinterlassen hatte. Eines der Opfer berichtete zu Hause: „Du, Vati, stell dir vor, die Ärzte wollen mich glauben machen, sie hätten mich gekniffen und angebrannt." Aufgrund elterlichen Protestes wurden derartige Bravourstücke danach aber nicht wiederholt (55f.).

Allerdings wurde nach der letzten Erscheinung am 3. Januar eine der Seherinnen ohne Vorwarnung ausgezogen und die Befragung von einigen Ärzten in einer derart aggressiven Weise durchgeführt, dass auf Veranlassung des anwesenden Staatsanwalts der an den Vernehmungen beteiligte Gerichtsvorsitzende klarstellen musste: „Dieses Kind ist keine Angeklagte. Wir befragen sie, und sie antwortet. Es hat niemand sie als Tatverdächtige zu behandeln" (98; vgl. 157).

Als Besonderheit von Beauraing ist noch zu erwähnen, dass die Seher, die von Anfang an jeden Abend das Rosenkranzgebet der Versammelten angeführt haben, sobald eine Erscheinung begann, den Stimmton und den Rhythmus des Sprechens wechselten: Sie beteten jetzt, solange die Vision dauerte, erheblich schneller und auf einem hohen, schrillen Ton (65; vgl. 58.83). Eine Deutung dieses Phänomens ist nicht ersichtlich.

Im Endeffekt erklärten die Ärzte einstimmig, die Haltung der Seher während der Visionen „enthalte nichts, was ein Fall für die Psychiatrie zu sein schiene, angesichts des derzeitigen Standes dieser Wissenschaft" (79).

Maria *spricht* in Beauraing *auffallend wenig*. Außer den beiden bereits erwähnten Worten sind es nur noch folgende:

Am 4. Dezember: Fernande: „Sollen wir Ihnen eine Kapelle bauen lassen?" – Maria: *„Ja."* Die nachfolgende Bitte um die Heilung eines kranken Kindes beantwortet sie nur mit einem milden Lächeln (45).

Am 5. Dezember: Albert: „Werden Sie ein Wunder am helllichten Tag wirken?" – Keine Antwort. – Albert: „Wann denn?" – Maria: *„Am Abend"* (46).

Am 6. Dezember erinnert Maria an den für den 8. Dezember gegebenen Termin (51).

Am 17. Dezember: Einer der Seher: „Im Namen des Klerus: Was ... sollen wir für Sie tun?" – Maria: *„Eine Kapelle"* (610.

Am 19. Dezember „Sind Sie wirklich die Unbefleckte Jungfrau?" – Antwort: bejahendes Kopfnicken (64).

Am 21. Dezember: „Sagen Sie uns Ihren Namen" – *„Ich bin die Unbefleckte Jungfrau."* Gilberte Degeimbre hat diese Antwort nicht gehört, Albert ist sich bezüglich des Wortes „Unbefleckte" nicht sicher (66f.).

Am 23. Dezember stellt Fernande die Frage: „Warum erscheinen Sie hier in Beauraing?", und hört allein die Antwort: *„Damit man hierher pilgert."* Fernande ist ganz traurig darüber und weint, weil sie allein das gehört hat, denn sie meint: „Man wird mir nicht mehr glauben" (70).

Am 18. Dezember: „Wenn Sie die Unbefleckte Jungfrau sind, werden Sie uns einen Beweis dafür geben?" – Alle Seher bezeugen als Antwort darauf ein bejahendes Kopfnicken, Albert allein meint, ein Ja gehört zu haben (72).

Am 28. Dezember: Die Seher: „Reden Sie, wir hören Ihnen zu." – Antwort: *„Bald wird es meine letzte Erscheinung sein."* Diesmal hat Fernande nichts gehört (76).

Am 30. Dezember hört dagegen Fernande allein das Wort: *„Betet, betet viel."* Wieder weint sie bekümmert über diesen ungewollten Alleingang.

Am 1. Januar hört Gilberte Voisin allein: *„Betet immer"* (82).

Am 2. Januar hört wieder Fernande allein: *„Morgen werde ich einem jeden etwas unter vier Augen sagen"* (83).

Am 3. Januar hören Gilberte Degeimbre und Albert: *„Adieu"*; Gilberte Voisin: *„Ich werde die Sünder bekehren. Adieu"*; Andrée: *„Ich bin die Mutter Gottes, die Königin des Himmels. Betet immer. Adieu."* Fernande wird von Maria gefragt: *„Lieben Sie meinen Sohn?"* – „Ja." – *„Lieben Sie mich?"* – „Ja." – *„Dann opfern Sie sich auf für mich."* Allen außer Andrée wird gleichzeitig ein Geheimnis mitgeteilt, von dem allein Albert so viel verrät, dass es etwas Trauriges ist und sich in wenigen Worten aussagen lässt (86–88).

Das Marienwort „... Dann opfern Sie sich auf für mich" verlangt einen Kommentar. Es kann nicht im religiös-kultischen Sinn einer Opferfeier gemeint sein. Denn eine solche wird von uns einzig und allein in der Eucharistiefeier durch Jesus und mit ihm im Heiligen Geist dem Vater dargebracht, nicht *für* Maria, denn sie hat es nicht nötig, sondern in Gemeinschaft mit ihr und allen Engeln und Heiligen. Der Ausdruck ist hier daher in seiner *zwischenmenschlichen Bedeutung* zu verstehen. Ausschließlich eine solche Be-

deutung wird vom Großen Langenscheidt als deutsche Entsprechung zu dem von Maria gebrauchten „se sacrifier" angegeben: sich opfern, sein Leben (hin) geben (z. B. um ein Kind zu retten); sich aufopfern für eine gute Sache; für jemanden. Dementsprechend kann die Aufforderung hier nur bedeuten, dass Fernande sich aufopfern soll, um Maria bei der Erfüllung der Aufgabe zu helfen, die Gott ihr in seinem Heilsplan mit der Welt übertragen hat.[54]

Als nichtverbale Ausdrucksweisen der Botschaft bleibt einmal die Tatsache zu erwähnen, dass Maria ab dem 6. Dezember einen Rosenkranz trägt (51) und damit ihren Bezug zum Heilsgeheimnis ihres Sohnes zu erkennen gibt. Dass ihre Vollmacht eine fürbittende und nicht eine eigene ist, dokumentiert sie dadurch, dass sie gewöhnlich die Hände auf der Brust gefaltet hält. Am Ende der Erscheinungen öffnet sie sie jedoch und lässt dabei am 29. Dezember Fernande allein ein goldfarbenes Herz sehen; am 30. sehen es mit Fernande noch zwei Mädchen deutlich, Albert nur undeutlich etwas Leuchtendes (77f.), am 2. Januar sehen es alle (83f.). Das Öffnen der Arme spricht als symbolträchtige Geste für sich. Das sichtbar werdende Herz knüpft an die im 17. Jh. in Frankreich aufgekommene und seit 1925 im Umkreis von Fatima geförderte Herz-Mariä-Verehrung an, bringt dazu aber im Vergleich etwa zu der Darstellung auf der „Wundertätigen Medaille" der CATHERINE LABOURÉ, mit dem durchbohrenden Schwert, eine ausgleichende Ergänzung: Marias Herz in der österlichen Verklärung – eine Art der Darstellung, die ihrer heutigen Daseinsweise in der himmlischen Herrlichkeit entspricht.

Bald nach Beendigung der Visionen von Beauraing brach in Belgien eine Art Erscheinungsepidemie aus (ähnlich wie in Lourdes nach den Visionen der Bernadette; oder wie mancherorts nach der Vorführung von Lourdesfilmen). Dies rief höchste Alarmbereitschaft bei den belgischen Bischöfen und beim Hl. Offizium hervor. Gleichzeitig wurde Beauraing scharf angegriffen von einigen wenigen Ärzten und anderen Intellektuellen, die in den in Paris erscheinenden „Etudes Carmélitaines" ein Sprachrohr fanden. Deren Chefredakteur lehnte die Vorgänge ab aufgrund der oben erwähnten Lehre des hl. JOHANNES VOM KREUZ. Dass dieser Pariser Karmelit, mit dem frommen Namen Bruno de Jésus-Marie, über Beziehungen in Rom verfügte, mag dazu beigetragen haben, dass das Hl. Offizium 1935 den einzelnen belgischen Bischöfen ihre Kompetenz, über Erscheinungen in ihren Diözesen zu urteilen, entzog und sie

[54] Dies entgegen der Ansicht von Laurentin in seinem Nachwort bei Toussaint/Joset, 198, der meint, Maria scheine sich hier „mystisch mit ihrem Sohn zu identifizieren". Wer immer sich mit Gott identifiziert, ist Pantheist und kein Jünger Jesu!

dem Metropolit, Kardinal-Erzbischof van Roye von Mecheln übertrug. Dieser fällte alsbald mit Hilfe einer von ihm berufenen Kommission ein negatives Urteil über alle angeblichen Erscheinungen außer Beauraing und Banneux, deren Status er vorläufig offen ließ. Ende 1941 machte nach längerem Hin und Her das HI. Offizium seine Verfügung für Banneux rückgängig und ein Jahr später für Beauraing. Umgehend erklärte daraufhin der Bischof von Namur Anfang 1943 die Anerkennung des Kultes und 1949, gleichzeitig mit der Anerkennung von zwei in Beauraing erfolgten Heilungen als Wunder, die Anerkennung des übernatürlichen Charakters der Erscheinungen.

Die von vielen als schmerzlich empfundene Wartezeit hat letzten Endes zwei Vorteile erbracht: Die Ereignisse wurden der Fachwelt bekannt gemacht und mit den letzten Schikanen der aufstrebenden medizinischen und psychologisch-psychiatrischen Wissenschaft untersucht; und, was wichtiger ist: Bischof Heylen von Namur hat sehr darunter gelitten, dass er nicht urteilen durfte, hat dies jedoch als sein Kreuz getragen und von den Sehern dieselbe Haltung verlangt.[55]

Nach der Anerkennung des Kultes bat überdies sein Nachfolger, Bischof Charue, die Seher, sich aus dem Vordergrund der Szene zurückzuziehen, um der Kirche als solcher zu ermöglichen, die Nachfolge zu übernehmen (162). Beides haben sie großzügig akzeptiert, und die positiven Berichte der beiden aufeinanderfolgenden Dechanten von Beauraing über ihr gesamtes Verhalten, gleichzeitig aber auch die Berichte über den Aufschwung des religiösen Lebens in der Pfarrei haben offenbar ein großes Gewicht zugunsten der Anerkennung gehabt. LAURENTIN lobt in seinem Nachwort bei Toussaint/Joset (182) mit Recht vor allem die Fähigkeit der Seher, nach Beendigung der Erscheinungen „zum normalen und nüchternen Status des Glaubens zurückzukehren", als ein gutes Zeichen von Echtheit.

Neu ist in Beauraing und Banneux, dass alle sechs Seher ein Leben im Ehesakrament gewählt haben. Es hat dagegen unqualifizierbare Ausfälle u. a. wenigstens von einem Geistlichen gegeben, ja sogar die Zumutung an den Bischof von Namur, sich der Eheschließung der Seher von Beauraing entgegenzustellen (180), was er natürlich abgelehnt hat und wozu er auch keinerlei Recht gehabt hätte. Sicher ist diese Entscheidung der Seher im Zusammenhang mit der weitaus positiveren Sicht der Ehe zu sehen, zu der die Kirche im Verlauf des 20. Jhs. gelangt ist. Wir sind inzwischen weit von der Situation

[55] C.-J. JOSET: Monseigneur Th.-L. Heylen, évêque de Namur (1899–1941) et les apparitions de Beauraing, in: NRTh 103, 1981, 209–237.

entfernt, in der das 5. Laterankonzil Anfang des 16. Jhs. meinte, überhaupt nur in Klöstern mit nachbiblischen Offenbarungen rechnen zu sollen.

Banneux (1933)

Die entscheidende Veröffentlichung aller verfügbaren Dokumente zu Banneux ist der 616 Seiten umfassende Band von *René Rutten, Histoire critique des apparitions de Banneux*, von 1985[56], dessen noch unveröffentlichter Inhalt jedoch schon von Bischof Louis-J. Kerkhofs für sein Buch *Notre-Dame de Banneux. Etudes et documents* von 1950 ([2]Tournai 1954)[57] verwertet wurde.

Abb. 10: Mariette Beco

Die einzige Seherin, Mariette Beco, 11 Jahre (Abb. 10), älteste von damals sieben Kindern, wächst auf in einer Arbeiterfamilie, in der man ehrlich und gerade ist, jedoch fern jeglicher sozialer Konvention und jeglicher regelmäßigen religiösen Praxis. Die Eltern gehen kaum aus und lesen keine Zeitung, man redet Platt und kennt kein „Guten Morgen" oder „Guten Abend". Von Mariette bezeugt ihr Vater, dass sie nie gelogen hat, und ein ärztliches Gutachten besagt, dass ihre Erfindungsgabe erstaunlich gering ist. Dafür ist sie eine gute Sportlerin und gewinnt am Tag der dritten Erscheinung den Preis eines Wettlaufs. Als ältestes Kind einer Großfamilie ist sie stark in die Verantwortung für die Geschwister einbezogen. In der Schule weiß sie sich zu wehren und prügelt sich mit den Jungen, so dass die wenigsten ihr in die Quere zu kommen wagen.

[56] R. Rutten: Histoire critique des apparitions de Banneux (Notre-Dame de Banneux 4), Namur 1985; im Folgenden zitiert: Rutten (bloße Seitenzahlen in Klammern im Text). Es handelt sich um eine postume Veröffentlichung der Untersuchungen des 1948 verstorbenen Jesuiten, besorgt durch seinen Mitbruder Léon Wuillaume, der seinerseits über die Erscheinungen eine zusammenfassende Broschüre veröffentlicht hat: Banneux. Message pour notre temps. Recit détaillé ... Lecture du message, Banneux 1983.

[57] Dt.: Unsere Liebe Frau von Banneux. Studien und Dokumente, Kaldenkirchen 1954.

Seit nahezu zwei Jahren besucht sie den (außerschulischen) Religionsunterricht, der auf die Erstkommunionfeier vorbereiten soll, schwänzt jedoch die meisten Stunden, lernt nie ihre Lektionen und wird wiederholt mit null Punkten bewertet. Nachdem der Kaplan sie zu mehr Eifer ermahnte, hat der Vater entschieden, wenn der sich so anstelle, dann soll sie da ganz wegbleiben. Die Aussicht, dann nicht zur Erstkommunionfeier zugelassen zu werden, stört sie nicht. Keine guten Voraussetzungen, um Muttergotteserscheinungen aus der eigenen Psyche heraus zu produzieren.

Als die erste von insgesamt acht dann von außen auf sie zukam, am 15. Januar 1933 gegen 19.00 Uhr, da erwartete sie etwas ganz anderes als Visionen, nämlich dass ihr zehnjähriger Bruder nach Hause kommen sollte. Sie stand am Fenster und schaute nach ihm in die dunkle Nacht hinaus. Da sah sie draußen im Garten eine leuchtende Frauengestalt. Sie war dabei fern aller Ekstase, reagierte logisch und dachte an einen möglichen Reflex der Petroleumlampe in ihrem Zimmer als Ursache für das Lichtphänomen im Garten. Daher brachte sie die Lampe in ein anderes Zimmer, von wo aus sie nicht mehr in den Garten scheinen konnte. Das Ergebnis war, dass sie jetzt die Gestalt nur noch deutlicher sah. Auch ihre Mutter, die sie daraufhin herbeiholte, erblickte die Erscheinung, jedoch bloß verschwommen: die Umrisse einer Frau, aber ohne Einzelheiten, so als sei sie mit einem leuchtenden Leinentuch bedeckt. Diese Abstufung beweist, dass keine betrügerische Absprache vorlag. Betrüger erfinden möglichst übereinstimmende Visionen, jedoch nicht eine und eine halbe.[58] Im Übrigen meinte die Mutter, es handle sich um eine Hexe, entsprechend Geschichten, die sie von ihrer Mutter gehört hatte. Mariette dagegen erklärte jetzt, es sei bestimmt die Heilige Jungfrau. „Sie lächelt mir zu. Sie ist so schön." Nachdem die Mutter vom Fenster weg war, bewegte die Dame die Lippen, doch Mariette hörte nichts. Daraufhin winkte die Erscheinende sie mit dem Zeigefinger der rechten Hand zu sich. Die Mutter aber verbot ihrer Tochter hinauszugehen und schloss die Haustür ab.

Als der Vater am folgenden Tag den Bericht der beiden hört, führt auch er einen Test durch: Zuerst lässt er sich von seiner Frau allein, danach von Mariette allein die genaue Stelle im Garten zeigen, wo die Gestalt gestanden haben soll: die Angaben stimmen genau überein.

Am folgenden Tag lässt Mariette die Nachricht von der Erscheinung durch ihre Freundin dem Kaplan übermitteln und taucht zwei Tage später bei der Messe morgens um halb acht und in der anschließenden Religionsstunde auf,

[58] Vgl. R. Rutten: Histoire critique, 158, Anm. 24.

nachdem sie sich vorher über den aufgegebenen Stoff erkundigt und diesen gut gelernt hat. Nach der Stunde führt der Kaplan das erste Gespräch mit ihr über die Erscheinung, wobei er sich offen, wenn auch naturgemäß zurückhaltend verhält.

Zwei Dinge sind wichtig in dem bisher Gesagten. Erscheinungen kann man dem Ort nach einteilen in solche, die sich in einem Gebäude ereignen, wie bei CATHERINE LABOURÉ in Paris, oder im Freien, wie in Lourdes oder Fatima. Banneux ist die einzige mir bekannte, bei der die Erscheinung draußen ist, die Seherin jedoch drinnen und von der Erscheinung herausgerufen wird. Etwas derart Ungewohntes zu erfinden, da müsste man erst einmal drauf kommen.

Von Seiten Marias hat diese Vorgehensweise eine tiefe Bedeutung. Sie, die in Banneux gesagt hat: „Ich werde die Sünder bekehren", geht zu abständigen Christen und holt sie heraus, zurück in die Kirche. Sie macht dafür hier so etwas wie einen Hausbesuch – d. h. das, was Seelsorger allgemein und regelmäßig tun müssten und weitgehend nicht tun.

Drei Tage später, am 18. Januar, fühlte Mariette sich gedrängt, gegen 19.00 Uhr in den Garten hinauszugehen und dort, trotz 12 Grad unter Null, kniend den Rosenkranz zu beten. Sie erlebte dann die zweite Erscheinung, und zwei weitere an den beiden folgenden Tagen. Nach ihren Aussagen kam Maria jeweils aus der Ferne und aus der Höhe, zuerst klein anzusehen und dann immer größer werdend, je näher sie kam. Sie war schön, heller und strahlender als die Sonne, mit einem weißen Kleid bis zu den Füßen, der nackte rechte Fuß jedoch sichtbar und mit einer goldenen Rose geschmückt; ein großer weißer Schleier auf dem Kopf, um die Taille ein blauer Gürtel. Sie schwebte etwa 30–40 cm über dem Boden, von ihm durch eine hellgraue Wolke getrennt. Wieder machte sie Mariette bei der zweiten Erscheinung ein Zeichen mit der Hand, zu ihr zu kommen, oder besser, ihr zu folgen, denn sie schwebte jetzt auf der Wolke rückwärts und führte Mariette über die Straße bis hin zu einer sehr kleinen Quelle, die dort in der Nähe entspringt. Unterwegs ist das Mädchen zweimal auf die Knie gefallen, so dass man den Aufprall auf dem gefrorenen Boden hörte – ganz ähnlich wie in Beauraing. Nach diesem Schema laufen auch die nachfolgenden Erscheinungen ab. An der Quelle sagte Maria an diesem Abend zu Mariette: *„Stecken Sie ihre Hände ins Wasser"*, was diese umgehend tat. Und weiter: *„Diese Quelle ist für mich reserviert."*

Am folgenden Abend fragt die Seherin gleich beim Erscheinen Marias im Garten: „Wer sind Sie, schöne Frau?" – Antwort: *„Ich bin die Jungfrau der Armen."* An der Quelle angekommen, will Mariette eine Sache vom Vortag aufgeklärt haben, die ihr infolge eines Missverständnisses schleierhaft ist. Die

Aussage „Diese Quelle ist für mich reserviert" hat sie, wie alle Aussagen Marias, wiederholt, und dann ist der Satz ihr im Gedächtnis haften geblieben, wie wenn mit „ich" sie selbst gemeint sei. Daher fragt sie jetzt: „Schöne Frau, Sie haben gestern gesagt: Diese Quelle ist für mich reserviert. Warum für mich?", und zeigt dabei auf sich selbst. Ähnlich wie Bernadette bezeugt auch Mariette, dass Maria bei dieser Frage nicht mehr bloß gelächelt, sondern echt gelacht habe. Später hat sie von diesem Missverständnis berichtet und erklärt, wie blöd sie gewesen sei, zu meinen, die Quelle sei für sie selbst bestimmt (21). Auf ihre Frage hin erklärt die Dame, wozu sie, Maria, die Quelle gebrauchen kann: *„Diese Quelle ist reserviert für alle Nationen"* – und dann, nach einer Pause: *„... um den Kranken Linderung zu verschaffen."*

Darin sind zwei Ausdrücke enthalten, die Mariette sich anschließend erklären lassen musste: „Nationen" und das Verb „soulager", das man, wenn es Personen als Objekt hat, im Deutschen mit „Linderung verschaffen" oder „Erleichterung bringen" wiedergeben muss. Für die Annahme einer Bildung der beiden Sätze aus ihrer eigenen Psyche heraus sind zwei unverstandene Wörter in diesem Zusammenhang etwas viel. Gewiss ist nicht auszuschließen, dass sie beide Ausdrücke mal gehört und unbewusst gespeichert hat; aber sie dann gleich beide als die entscheidenden Inhalte in zwei aufeinanderfolgenden Sätzen richtig einzusetzen – um das anzunehmen, dazu braucht es schon einen ziemlich starken Glaubensakt.

Anschließend sagt Maria: *„Ich werde für dich beten"* – das einzige Mal, wo sie das Mädchen duzt. Mit dieser Aussage stellt sie auch hier in Banneux klar, dass ihre ganze Vollmacht eine fürbittende ist.

Nach dieser dritten Erscheinung befragte der Hausarzt der Familie die Seherin in Anwesenheit anderer Zeugen. Es war nichts zu erkennen, was auf einen pathologischen Zustand hinweisen würde.

Nichts Krankhaftes demnach, dennoch war Mariette am folgenden Tag leicht erkrankt und blieb bis kurz vor 19.00 Uhr im Bett. Ihre Eltern versuchten sie diesmal daran zu hindern hinauszugehen. Sie reagierte gereizt, begann zu weinen und erklärte, notfalls durch das Fenster springen zu wollen. Das war sicher nicht höchste Tugend, wohl aber wirksam; sie durfte hinaus, und der Vater kam mit. Es gab an diesem Abend etwa 20 anwesende Personen, die Höchstzahl, die in Banneux bei den Erscheinungen jemals erreicht wurde. Im Unterschied zu Beauraing gab es hier jedoch jeden Abend mit Ausnahme des ersten einen Dialog. An diesem Tag fragte Mariette: „Was wünschen Sie, schöne Frau?" – Die Antwort: *„Ich wünschte mir eine kleine Kapelle."* Danach breitete Maria die Hände zum Segen aus und zeichnete anschließend

ein Kreuz über Mariette – worauf diese in Ohnmacht fiel. Dies war vielleicht eher eine Folge ihrer leichten Erkrankung als der Vision. Man brachte sie ins Haus, und nach wenigen Minuten kam sie wieder zu sich. Trotz dieses etwas unrühmlichen Ausgangs des ertrotzten Visionserlebnisses waren beide Elternteile von jetzt an von der Echtheit der Erscheinungen überzeugt.

An dieser Stelle legte Maria eine Halbzeitpause von drei Wochen ein, während derer Mariette sehr unter dem Spott von Kindern und Erwachsenen einschließlich ihrer Großmutter und ihrer Tanten litt, mehr aber noch unter der Befürchtung, dass die Erscheinungen jetzt zu Ende sein könnten. Sie ging jeden Abend um 19.00 Uhr hinaus, betete und wartete sehnsuchtsvoll. Ihr Herzenswunsch erfüllte sich erstmals wieder am 11. Februar, wobei die Übereinstimmung im Datum mit der ersten Erscheinung in Lourdes vielleicht kein bloßer Zufall ist. Bei dieser fünften Erscheinung tauchte Mariette noch einmal die Hand in das Wasser der Quelle und zeichnete (wie ehedem Bernadette) mit dem Kreuz des Rosenkranzes langsam ein Kreuz über sich. Dann empfing sie ein Wort von Maria, das sie sich anschließend im Haus von ihrem Vater aus dem Französischen in ihren wallonischen Dialekt übersetzen ließ, bevor sie es den im Nebenraum versammelten Personen mitteilte. Er lautet: *„Ich komme, um das Leiden zu lindern."*

Am selben Abend noch ging Mariette mit den Zeugen der Vision zum Kaplan und bat ihn, ihr am folgenden Morgen die Kommunion zu reichen. Man muss dazu erläuternd darauf hinweisen, dass in Belgien wie in Frankreich seit den Kommuniondekreten Pius' X. die effektive Erstkommunion vor der gemeinsamen Erstkommunionfeier möglich ist, wenn Kinder nach dem Urteil ihrer Seelsorger dafür genügend vorbereitet sind. Der Kaplan versuchte abzuwinken, doch sie bestand darauf. Schließlich fragte er, ob Maria ihr das empfohlen habe. Nein, meinte sie, „aber es wird ihr Freude machen". Noch einmal versuchte er sie auf die gemeinsame Feier im Mai zu vertrösten. Sie aber erklärte: „Nein, ich werde morgen kommunizieren." Der Kaplan wandte dann noch ein, dass sie ja nicht wisse, wie man das macht, um zu beichten. Ihre Antwort: „Sie werden es mich lehren." Daraufhin hat er die Waffen gestreckt und ihr gesagt, er erwarte sie am folgenden Morgen in der Kirche (415).

Die sechste Erscheinung am 15. Februar brachte als Neuheit, dass Mariettes Mutter erstmals dabei war. Die Seherin sagte zu Maria: „Der Herr Kaplan hat mich gebeten, Sie um ein Zeichen zu bitten." – Die Antwort: *„Glaubt an mich, dann glaube ich an euch. Betet viel."* Dies ist für Banneux das einzige Marienwort, das eine Frage aufwirft. Wir glauben, dem Credo nach, nur an Gott, an seinen Sohn und an den Heiligen Geist. Wir glauben an die Kirche, die

Gemeinschaft der Heiligen usw., d.h. Gottes Botschaft über diese Wirklichkeiten – und, darin enthalten, auch seine Botschaft über Maria. Jedoch der Zusammenhang zeigt eindeutig, dass hier gar nicht dieser strenge theologische Sinn von „glauben" gemeint ist. Denn „an Maria glauben" steht in Parallele zu „an euch glauben", dann kann das Wort nicht in beiden Satzteilen einen wesentlich verschiedenen Sinn haben. Es ist demnach nicht der Glaube des Credo gemeint, der nur ein Glaube an die drei göttlichen Personen sein kann, sondern ein zwischenmenschlicher Glaube, ein Anerkennen der einen Partnerin durch die andere und das Vertrauen der einen auf die andere. – An diesem Tag vertraute Maria der Seherin ihrer Aussage nach auch ein Geheimnis an.

Am 20. Februar sagt Maria zu Mariette: *„Mein liebes Kind, beten Sie viel"*, bei der achten und letzten Erscheinung am 2. März erklärt sie: *„Ich bin die Mutter des Erlösers, Mutter Gottes. Beten Sie viel."* Dann fügt sie hinzu: *„Adieu"*, indem sie das Kind durch Handauflegung und Kreuzzeichen segnet. Auch das kann schwerlich aus Mariettes Psyche kommen. Denn die Handauflegung ist zwar in der Bibel und in der ursprünglichen Tradition das klassische Segenszeichen, wurde später aber durch das Kreuzzeichen nicht nur ergänzt, sondern fast ganz verdrängt – und so hat Mariette die Praxis kennengelernt, soweit sie überhaupt mit ihr schon in Berührung gekommen war.

Drei Bedeutungen bleiben noch zu benennen. Zuerst die des Rückwärtsschwebens der Gottesmutter, während sie unverwandt auf die ihr folgende Mariette schaut. Es gibt nur eine Situation im Menschenleben, in der das vorkommt: Eine Mutter geht rückwärts, um ihr Kind gehen zu lehren.

Dann die Bedeutung des Wortes, dass die Quelle (die Christus und die aus seinem geöffneten Herzen strömende Gnade bezeichnet) „für alle Nationen" bestimmt ist – zumindest ein deutlicher Fingerzeig in einer Zeit, in der Europa als Folge des übersteigerten Nationalismus der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs entgegengeht.

Und schließlich: *„Ich bin die Jungfrau der Armen."* Durch dieses Wort und die Auswahl der Seherin macht Maria, die niedrige Magd, einmal mehr deutlich, was schon in Person und Verhalten von Bernadette so greifbar geworden ist: dass die Armen die Privilegierten bei Gott sind und die Reichen sie sich zu Freunden machen und die eigene Armut vor Gott anerkennen und bejahen müssen, um zu ihm gelangen zu können.

Im Unterschied zu anderen Erscheinungsorten und noch deutlicher als in Beauraing sagt Maria in Banneux den Kerninhalt ihres Geheimnisses und ihrer Vorrangstellung aus mit dem Wort: *„Ich bin die Mutter des Erlösers, Mutter Gottes."*

Bischof Kerkhofs bezeugt in seinem Buch eine ganze Reihe von Heilungen und Bekehrungen, die in Banneux erfolgt sind – und deren Realität ist wohl auch Voraussetzung dafür, dass die nachträgliche Ausstrahlung der dortigen

Abb. 11: Banneux-Kapelle

Erscheinungen verständlich wird. Hatten sie zur Zeit ihres Ablaufs nie mehr als 20 Personen auf einmal angezogen, so dokumentiert der entsprechende Artikel im Marienlexikon inzwischen z. B. mehr als 700 Banneux-Kapellen weltweit (Abb. 11).

Zusammenfassung

RECKINGER, FRANÇOIS: **Erscheinungen und Visionen. Ihre Bedeutung und ihre Problematik.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 61 (2012) 1, 63–76; 2, 117–153

In den beiden Beiträgen befasst sich der Theologe Dr. François Reckinger mit den Marienerscheinungen der Neuzeit. Einleitend wird darauf verwiesen, dass die Visionen in der nachbiblischen Zeit zu den sogenannten Privatoffenbarungen gehören. Anschließend wirf der Autor einen Blick

Summary

RECKINGER, FRANÇOIS: **The meaning and the problematic nature of Marian apparitions and visions.** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 61 (2012) 1, 63–76; 2, 117–153

In these articles the theologian François Reckinger deals with Marian apparitions in modern times. In his introduction he shows that the visions in the postbiblical era belong to the so-called private revelations. Then, the author speaks about the visions and prophecies in the New Testament as

auf Visionen und Prophetien im Neuen Testament sowie Visionen und Prophetien im irdischen Leben Mariens und geht auf die Frage ein, was denn der Sinn und Zweck der nachbiblischen Offenbarungen ist, was die kirchliche Anerkennung einer nachbiblischen Offenbarung bedeutet und wo Irrtümer auch in echten Visionen liegen können. Nach diesen grundlegenden Ausführungen zum Thema Visionen und Prophetien werden anhand der gewonnenen Erkenntnisse und der betreffenden Dokumentationen folgende Marienerscheinungen beschrieben: Catherine Labouré und die Wundertätige Medaille (1830), La Salette (1846); Lourdes (1858), Beauraing (1932/33) und Banneux (1933).

Banneux
Beauraing
Beco, Mariette
Calvat, Melanie und Giraud, Maximin
La Salette
Labouré, Catherine
Lourdes
Marienerscheinungen
Soubirous, Bernadette

well as in the life of the Virgin Mary and discusses the question of what is the meaning and purpose of postbiblical revelations, what it means if they are accredited by the church and which may be the errors even in the context of authentic visions.
After this fundamental exposition as to visions and prophecies a description of the following Marian apparitions is given, based on the knowledge gained and the available documentation material: Catherine Labouré and the miraculous medal (1830), La Salette (1846); Lourdes (1858), Beauraing (1932/33) and Banneux (1933).

Banneux
Beauraing
Beco, Mariette
Calvat, Melanie and Giraud, Maximin
La Salette
Labouré, Catherine
Lourdes
Marian apparitions
Soubirous, Bernadette

Pfr. Dr. François Reckinger, Eichenfeldstr. 16a, D-40764 Langenfeld
kontakt@f-reckinger.de

INFORMATIONSSPLITTER

Geheimarchivausstellung im Vatikan

Die Vatikan-Ausstellung „Lux in Arcana", welche vom 1. März bis 9. September 2012 in den Kapitolinischen Museen gezeigt wird, macht der Öffentlichkeit nach 400 Jahren mehr als 100 historische Originaldokumente des Geheimarchivs zugänglich, darunter einen Brief von Marie Antoinette, den diese 1793 im Gefängnis an ihren Schwager, den Grafen von Artois und späteren König Charles X. von Frankreich (1824), verfasste.

Weitere Dokumente der Ausstellung sind: das Originaldokument über den am 23. September 1122 beigelegten Investitur-Streit zwischen Kaiser Heinrich V. und Papst Calixtus II.; ein Brief von Michelangelo an den Bischof von Cesena und späteren Patriarchen von Jerusalem; die päpstlich approbierte Regel des hl. Franziskus; die Verhörprotokolle im Prozess gegen den Templerorden aus dem Jahre 1308; das erstmals zur Schau gestellte Protokoll der Bannbulle Martin Luthers durch Leo X. vom 3. Januar 1521; einen Brief Mary Stuarts 1587 aus ihrer Todeszelle an Papst Sixtus V.; das Urteil gegen Giordano Bruno von 1597; ein Brief des britischen Parlaments an Papst Clemens VII. mit der Bitte um Annullierung der Ehe Heinrichs VIII.; die Prozessakten und das Urteil zum Fall Galileo Galilei sowie die von ihm verfasste Abschwörung aus dem Jahre 1633; ein Seidentuch der Kaiserin Helena von China über ihre Bekehrung zum Katholizismus vom 4. November 1650; einen Brief Voltaires 1745 an Benedikt XIV.; ein auf Birkenrinde geschriebener Brief amerikanischer Ureinwohner an Papst Leo XIII.; ein Schreiben der Bernadette Soubirous 1876 aus ihrem Kloster in Nevers; außerdem diverse Privatbriefe und Schenkungsurkunden.

Bereits 1881 hatte Pius IX. das Archiv für die historische Forschung geöffnet. Davon machen derzeit jährlich etwa 1500 Wissenschaftler aus mehr als 50 Nationen Gebrauch. So kann das Geheimarchiv des Vatikan mit Fug und Recht als ein „Gedächtnis der Völker" bezeichnet werden.

Grenzgebiete der Wissenschaft 61 (2012) 2, 155–175

FERDINAND ZAHLNER

ZEICHEN UND ERSCHEINUNGEN „VON DRÜBEN"?

Ferdinand Zahlner, geb. am 17.05.1936 in Laa an der Thaya, Österreich. Nach dem Besuch der dortigen VS und 2. Kl. HS Gymnasialstudien am Gymnasium der Redemptoristen in Katzelsdorf mit Matura 1957. Eintritt in die Kongregation der Redemptoristen 1955; von 1957–1963 Theologiestudium an der philosophisch-theologischen Hauslehranstalt der Redemptoristen in Mautern, Steiermark; seit dieser Zeit datiert auch der Beginn einer Zusammenarbeit mit A. Resch auf dem Gebiet der Paranormologie. 1962 Priesterweihe. Von 1963–1969 Studium an der Universität Wien im Hinblick auf das Lehramt in den Fächern Biologie und Philosophie. Von 1967 bis 1998 Unterrichtstätigkeit am Gymnasium Katzelsdorf/Leitha (schuldienstliche Pensionierung 1996). Seit 1997 ordensinterne Tätigkeit vor allem als Provinzchronist und Provinzarchivar der Wiener Provinz der Redemptoristen.
Von 1970–1985 Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Parapsychologie an der Wiener Katholischen Akademie in Nachfolge von Prof. Dr. Peter Hohenwarter. Zahlreiche Vorträge über Parapsychologie, Paranormologie und ihre Kontaktgebiete zur christlichen Theologie. 1981 Verleihung eines Preises der Schweizerischen Vereinigung für Parapsychologie an der Universität Bern.
Fachpublikationen neben mehreren Zeitschriftenartikeln: *Kleines Lexikon der Paranormologie* (1972 bei J. Kral in Abensberg erschienen, vergriffen); *Paraphänomene und christlicher Glaube* (Innsbruck: Resch, [2]1988, vergr.); Personenlexikon zur Paranormologie (Innsbruck: Resch, 2011).

Mannigfaltig und auch relativ zahlreich sind überlieferte Geschichten, Erlebnisse, Erfahrungen, aus verschiedenen Zeitepochen, die sich sozusagen im Zwischenreich von Licht und Schatten in einer Art von Semitranszendenz angesiedelt haben. Naturgemäß provozieren sie emotional kontroverse Diskussionen und werden daher entweder mit dem Vermerk Aberglauben, Einbildung, Sinnestäuschung, Schwindel abgetan oder sogleich als schaudererregende bzw. faszinierende Beweise für das Jenseits geltend gemacht.[1] Doch die Tatsächlichkeit der Phänomene und ihre Deutungen sind zwei verschiedene

[1] So schreibt der erfahrene Schweizer Parapsychologe und Priester Dr. Gebhard Frei (†1967) in seinem Vorwort zum Buch *Poltergeister* von Herbert Thurston SJ (1955): „Man darf nicht vergessen, dass wir in diesen Dingen am Anfang der Erkenntnisse stehen, nicht an ihrem Ende. Der Theologe und der Gläubige im Allgemeinen sollten sehr vorsichtig sein in Aussagen darüber, dass Gott das und jenes ‚erlauben' könne und das und jenes ‚nicht erlauben' könne. Wie beim Blitz oder beim Ungewitter lässt Gott die großen kosmischen Gesetze, die Gesetze des

Ebenen. Weder hyperkritische noch hypokritische subjektive Einstellungen sind angebracht, sondern eine besonnene kritische Sichtung des ‚Materials' als Scheidung des Wahren vom Falschen. Ich möchte an dieser Stelle hervorheben, dass es in diesem Beitrag nicht um irgendwelche induzierte Erscheinungen geht, etwa um Materialisationphänome und Ähnliches im Bereich des Spiritismus, sondern um eine exemplarische Darstellung von unterschiedlichen Spontanphänomenen.

Einer wissenschaftlichen Erfassung sind sie wegen ihres meist singulären, unberechenbaren Auftretens, ihrer Nichtreproduzierbarkeit methodisch und technisch kaum zugänglich und daher schwierig zu dokumentieren; Ausnahmen bilden Phänomene, die quasi einen paranormalen Fingerabdruck hinterlassen. Allerdings wirkt m. E. der Versuch einer animistischen, rein weltimmanenten Deutung für alle derartigen Erscheinungen (als Halluzinationen, Imaginationen, Projektionen usw.) meist gekünstelt, während eine transzendenzoffene Interpretation, die auch ein eventuelles Hereinwirken von Verstorbenen oder/und anderen Geistwesen zulässt, den Phänomenen in vielen Fällen eher gerecht wird. Unerwartete, spontan erfolgte „Jenseitskontakte"[2] sind für mich wesentlich glaubwürdiger im Gegensatz zu den problematischen, induzierten Praktiken des Spiritismus in seinen alten und neuen Varianten (z. B. Channeling).

Mögen sich die Leser über die nachfolgend berichteten Erscheinungen zwischen Immanenz und Transzendenz ihre eigene kritische Meinung bilden. Auch wenn nicht alle von ihnen historisch-kritisch abgesichert sind, so provozieren sie als empirische Phänomene dennoch eine Stellungnahme seitens Hausverstand und wissenschaftlicher Kritik im Hinblick auf unsere Auffassung von Erfahrungswirklichkeit und Glaubenswirklichkeit.

1. Sichtbar bleibende Zeichen

a) Paranormaler Handabdruck
an einer Gefängnishauswand in Thorpe, USA

„Im Juni 1877 wurden in der kleinen, im nordöstlichen Pennsylvanien gelegenen Stadt Jim Thorpe vier Männer im Gefängnis gehenkt. Es waren Mitglieder einer geheimen Gesellschaft von irischen Bergarbeitern, die gewalttätig Vorarbeiter getötet haben sollten. Einer von diesen Vieren, Alexander Campell, beteuerte

Dunklen und des Hellen, sich auch in die Welt des Spukes auswirken, und unsere bescheidene Aufgabe ist es, diese Gesetze ein wenig und immer mehr zu erkennen."

[2] Vgl. dazu F. Zahlner: Kontakte mit dem Jenseits?! (2005).

seine Unschuld, doch wurde er zum Tode verurteilt. Als ihn seine Scharfrichter aus der Zelle Nr.17 im Erdgeschoss zerrten, rieb er seine linke Hand im Staub des Fußbodens und drücke seine Handfläche gegen den Wandverputz. Während er zur Schlinge des Henkers geführt wurde, wiederholte er immer wieder den Ruf: ‚Dieser Handabdruck soll für alle Zeiten bleiben, als Beweis für meine Unschuld!' Der Handabdruck blieb. Um dem ‚Ärgernis' ein Ende zu bereiten, wurde am 15. Dez. 1931 die alte Wand abgerissen und eine neue eingesetzt. In der Überzeugung, damit sei der Spuk endgültig beseitigt, betrat Sheriff Bowman am nächsten Morgen Zelle 17, um die Arbeit zu überprüfen. Zu seinem Entsetzen entdeckte er den feinen Umriss einer Hand in dem noch feuchten frischen Mörtel. Gegen Abend war ein schwarzer Handabdruck klar an der Zellenwand zu sehen. Die Zelle wurde verschlossen und nur für Besucher zur Besichtigung des Abdrucks geöffnet. Im Jahre 1978 wurde von einem Anstreicher der Abdruck mit grüner Ölfarbe übermalt. Doch einige Minuten später erschien der Abdruck wieder über der frischen Farbe. Der Bericht schließt: ‚Die Leute kommen von überall her, um den Abdruck zu sehen', sagte der Beamte Herman. Wer auch immer die Macht ist, welche den Handabdruck an der Gefängniswand erhält; ihr Zweck scheint klar: die Unschuld eines verurteilten Menschen zu bezeugen."[3]

b) Paranormale Gesichter von Bélmez

Abb. 1: Gesichter von Bélmez

Zu diesem Phänomenkreis gehören anscheinend auch die im August 1971 auf dem Küchenboden eines Bauernhauses des andalusischen Bergdorfes Bélmez de la Moraleda (in der Nähe von Córdoba) auf paranormale Weise entstandenen menschlichen Gesichter (Abb. 1), die von zahllosen Besuchern und Wissenschaftern aus aller Welt gesehen und untersucht wurden, ohne eine schlüssige Erklärung gefunden zu haben. Mit hochempfindlichen Mikrophonen wurden auch seufzende Stimmen in unbekannten Sprachen

[3] Ein Bericht darüber erschien in der amerikanischen Zeitschrift *Fate* vom Sept. 1979; hier zit. nach dem Artikel von Prof. Georg Siegmund, „Das Phänomen der eingebrannten Hände" in ‚Zeitzeichen'.

aufgenommen. Das Haus soll auf einem ehemaligen Friedhof aus dem 15. Jh. stehen. Bei Grabungen unter dem Boden fand man zwei kopflose Skelette. Nach der Zuschüttung traten wiederum Gesichter auf, obwohl der Boden neu zementiert worden war. Die Phänomene wurden mit der medialen Bewohnerin MARIA GÓMEZ DE PEREIRA in Verbindung gebracht. Das Dorf benannte nach ihr eine Straße und machte sie zur Ehrenbürgerin. Sie starb am 3.02.2004 im Alter von 85 Jahren und die Leute dachten, damit habe auch der Spuk ein Ende; jedoch entstanden in einem anderen Haus, dem Geburtshaus Marias, erneut Gesichter.[4]

c) Zum Phänomen der sog. eingebrannten Hand

MARGARETE SCHÄFFNER (*1863, †13.04.1949) aus Gerlachsheim (Baden) war mystisch begnadet und hatte von ihrem 18. Lebensjahr an Kontakt mit Seelen von Verstorbenen. Sie lebte in großer Armut und Bescheidenheit und opferte

Abb. 2: Eingebrannte Hand auf dem Kommuniontüchlein der Margarete Schäffner

alles für ihre ‚Freunde' – wie sie die Armen Seelen im Fegfeuer nannte – auf. Wie ANNA KATHARINA EMMERICH und THERESE NEUMANN lebte sie jahrzehntelang ohne Nahrung. Um sicher zu sein, dass sie nicht vom Teufel getäuscht

[4] A. SCHNEIDER: Conceptographie (1976); J. MARTÍNEZ ROMERO: Las Caras de Bélmez (1978).

werde, bat sie Gott um ein Zeichen. Ihr eigener Pfarrer war Augenzeuge; als er ihr die heilige Kommunion reichte, bildeten sich auf ihrem Kommuniontüchlein schwarze Brandflecken. Es waren Brandspuren, verursacht durch die eingebrannte Hand einer Armen Seele (Abb. 2). Das Tüchlein wurde zur Prüfung an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg eingesandt. Insgesamt fünfmal bezeugten ihr Verstorbene ihre Anwesenheit durch Einbrennen einer Hand in ein Tuch. Unter dem Vorwand, die Angelegenheit müsse geprüft werden, nahm man ihr kirchenamtlicherseits die Tücher mit Brandspuren ab. Prof. GEORG SIEGMUND ging diesem Phänomen nach, er schreibt dazu:

> „Wie mir jedoch am 21. Mai 1974 der damalige Pfarrer Nägele brieflich mitteilte, ist keine bischöfliche Untersuchung erfolgt. Eine Nachfrage beim erzbischöflichen Archiv in Freiburg wurde am 27.XI.1974 dahingehend beantwortet, dass sich diese Tücher nicht mehr im Archiv befinden... Von den fünf Tüchern mit Brandspuren sind vier leider verloren. Lediglich ein einziges wurde ihr im hohen Alter auf ihre Bitte 1947 zurückgegeben, nachdem es 20 Jahre in Freiburg gewesen war. Sie überließ es dem Karlsruher Religionslehrer, Dr. Alois Bundschuh, der es schließlich in das Pfarrarchiv von Gerlachsheim zurückgab. Statt eine Untersuchung der Angelegenheit vorzunehmen, gebot das bischöfliche Amt der Visionärin Stillschweigen. Margarete Schäffner hielt sich gewissenhaft an die Verbote der kirchlichen Behörde."[5]

d) Spontane Extras

Diese Art von paranormal erhaltenen Fotos auf Fotonegativen oder Filmen ist äußerst selten. Diese sind auch nicht mit den durch Conceptographie erhaltenen Bildern, wie bei TED SERIOS, gleichzusetzen, da sie spontan und unerwartet zustande kommen. Als Beispiel sei hier ein Bericht aus einer Biografie des hl. *Scharbel Machluf*[6] angeführt:

> „Im Juni 1950 lassen sich ein libanesischer Ordensmann der Kongregation der Kraimitenmissionare, Frater Elie Nachra und vier seiner Schüler bei der Einsiedelei von Anaya photographieren. Auf der sorgfältig entwickelten Platte zeigt sich vor der Gruppe das einwandfrei als echt beurkundete Antlitz des Mönches Scharbel Machluf, der vor einem halben Jahrhundert starb! Und es ist erwiesen, dass der heilige Einsiedler niemals photographiert worden ist... Die Platte ist von den hervorragendsten Sachverständigen geprüft worden, die sie als vollkommen

[5] G. SIEGMUND: Das Fortleben nach dem Tode im Lichte des Phänomens von eingebrannten Händen ([4]1987), S. 483f.

[6] Französ. auch *Charbel Maclouf* (1828–1898) von Annaya/Libanon. Er wurde 1977 kanonisiert.

normal bezeichnet haben. Sie wird von dem libanesischen Maronitenorden als einziges authentisches Stück aufbewahrt."[7]

2. Singuläre, vorübergehende oder rekurrierende spontane Erlebnisse mit Verweisungscharakter

Nachfolgende Beispiele solcher paranormaler Erfahrungen stehen stellvertretend für eine große Zahl auf diesem Gebiet. Sie werden in ihrer Modalität von den davon Betroffenen offenkundig als Erscheinungen aus einer jenseitigen Welt aufgefasst bzw. als solche interpretiert.

a) Das Spukhaus von Athen

Schon der römische Schriftsteller Gaius PLINIUS der Jüngere Cäcilius Secundus (*62 n. Chr.) berichtet in einem Brief an *Lucius Licinius Sura* von einem *Spukhaus in Athen*, in dem ein Gespenst in Gestalt eines alten Mannes mit Ketten beladen umging. Das Haus war zur Vermietung angeboten und der Philosoph ATHENODOROS von Tharsos, der nach Athen gekommen war, hörte davon, mietete das Haus und erwartete den mitternächtlichen Geist.

„Es gab in Athen ein großes und geräumiges Haus, doch verrufen und lebensgefährlich. In der Stille der Nacht hörte man Klirren von Eisen und Schreie. Bald danach erschien mit trägem Schritt ein Gespenst, ein alter Mann mit schrecklichem Gesicht, der mit den Händen Ketten schwang. Deshalb waren für die Leute, die dieses Haus bewohnten, die Nächte bedrückend und entsetzlich, denn jeder fürchtete um sich, viele konnten, wenn die Angst zunahm, keinen Schlaf mehr finden, und gerade den Schwächsten war der Tod sicher. Daraufhin wurde das Haus aufgegeben und ganz diesem Unwesen überlassen. Da kommt der Philosoph Athenodor nach Athen, hört von jenem Haus, fragt und wird über alles informiert. Um das Gespenst mit eigenen Augen zu sehen, bleibt er bei Nacht im vordersten Teil des Hauses und schreibt und liest. Am Anfang nächtliches Schweigen, dann klirrt Eisen, schleifen Ketten. Er blickt nicht auf, legt den Griffel nicht weg. Danach nimmt das Geklirre zu, kommt näher, lässt sich wie auf der Schwelle, schon wie im Zimmer vernehmen. Endlich hebt Athenodor den Kopf und erblickt den Alten, und erkennt ihn als das Phantom, von dem man ihm berichtete. Der alte Mann stand da und gab mit dem Finger ein Zeichen, als wolle er ihn holen. Nichtsdestoweniger bedeutet ihm Athenodor durch eine Handbewegung, er solle ein wenig warten, und schreibt weiter. Jener klirrt über dem Kopf des Schreibenden mit seinen Ketten. Athenodor bemerkt, dass er dasselbe Zeichen wie vorher macht, erhebt sich und geht mit ihm in den Garten hinaus, wo die Gestalt plötzlich

[7] Zit. aus N. RIZCALLAH: Der wundertätige Mönch von Annaya (1954), S. 165.

entschwindet und ihn allein zurücklässt. Athenodor markiert die Stelle, wo die Erscheinung verschwand, mit einigen Kräutern. Am folgenden Tag wendet er sich an die Behörden und beantragt, dass sie jenen Ort aufgraben lassen. Man findet die Knochen eines Menschen, der anscheinend vor vielen Jahren ermordet worden ist, mit Ketten umwunden! Die Gebeine wurden dem Brauch entsprechend würdig bestattet und das Haus blieb fortan frei vom Spuk."[8]

b) Die „Weiße Frau" von Bernstein

Einer der bekanntesten historischen Spukfälle unseres Landes ist jener der sog. „Weißen Frau" von Bernstein im Burgenland in Österreich.[9]

Was die Persönlichkeit dieser ‚Weißen Frau' angeht, so bestehen hierüber z.T. nur Vermutungen. Im 15. Jh. war der reiche ungarische Oligarch *von Ujlak* Schlossherr auf Bernstein. Die sog. Weiße Frau soll seine Gattin gewesen und das Opfer eines Familiendramas geworden sein. Ihr Ehemann habe sie einmal mit einem italienischen Jugendfreund überrascht, den Italiener erstochen und in den Schlossbrunnen geworfen. Die Schlossfrau aber sei seitdem verschwunden. Eine Version deutet an, dass in dem einen Turm der Burg eine Schlossinsassin verhungert sei oder eingemauert wurde. Historisch steht fest, dass Lorenz von Ujlak im letzten Viertel des 15. Jhs. Schlossherr

[8] Gaius Plinius Cäcilius Secundus, Neffe von Plinius dem Älteren († 79 n. Chr.), epistulae, Buch 7, Brief 27: Erat Athenis spatiosa et capax domus, sed infamis et pestilens. Per silentium noctis sonus ferri et, si attenderes acrius, strepitus vinculorum longius primo, deinde e proximo reddebatur; mox apparebat idolon, senex macie et squalore confectus, promissa barba, horrenti capillo; cruribus compedes, manibus catenas gerebat quatiebatque.
Inde inhabitantibus tristes diraeque noctes per metum vigilabantur; vigiliam morbus et crescente formidine mors sequebatur Nam interdiu quoque, quamquam abscesserat imago, memoria imaginis oculis inerrabat, longiorque causis timoris timor erat. Deserta inde et damnata solitudine domus totaque illi monstro relicta;proscribebatur tamen, seu quis emere, seu quis conducere ignarus tanti mali vellet. Venit Athenas philosophus Athenodorus, legit titulum, auditoque pretio, quia suspecta vilitas, percunctatus omnia docetur ac nihilo minus, immo tanto magis conducit. Ubi coepit advesperascere, iubet sterni sibi prima domus parte, poscit pugillares, stilum, lumen; suos omnes in interiora dimittit, ipse ad scribendum animum, oculos, manum intendit, ne vacua mens audita simulacra et inanes sibi metus fingeret. Initio, quale ubique, silentium noctis, dein concuti ferrum, vincula moveri; ille non tollere oculos, non remittere stilum, sed offirmare animum auribusque praetendere; tum crebrescere fragor, adventare et iam ut in limine, iam ut intra limen audiri; respicit, videt agnoscitque narratam sibi effigiem. Stabat innuebatque digito similis vocanti; hic contra, ut paulum exspectaret, manu significat rursusque ceris et stilo incumbit; illa scribentis capiti catenis insonabat; respicit rursus idem, quod prius, innuentem nec moratus tollit lumen et sequitur. Ibat illa lento gradu quasi gravis vinculis; postquam deflexit in aream domus, repente dilapsa deserit comitem; desertus herbas et folia concerpta signum loco ponit. Postero die adit magistratus, monet, ut illum locum effodi iubeant. Inveniuntur ossa inserta catenis et implicita, quae corpus aevo terraque putrefactum nuda et exesa reliquerat vinculis; collecta publice sepeliuntur. Domus postea rite conditis manibus caruit.

[9] Erlebnisbericht bei W. Moufang: Magier, Mächte und Mysterien (1954), S. 316–322.

der Bärenburg (Bernstein) gewesen und nur kurze Zeit verheiratet war. Nach etwa drei Jahren seiner Ehe fehlt von seiner Frau jede Spur. Er starb kinderlos. Seine Frau war eine gewisse *Giovanna Frescobaldi* aus Florenz, sie dürfte um 1472 oder 1475 eines gewaltsamen Todes gestorben sein. In der Literatur findet sich auch eine angeblich echte fotografische Aufnahme dieses Phantoms vom 30.04.1913 (Abb. 3).

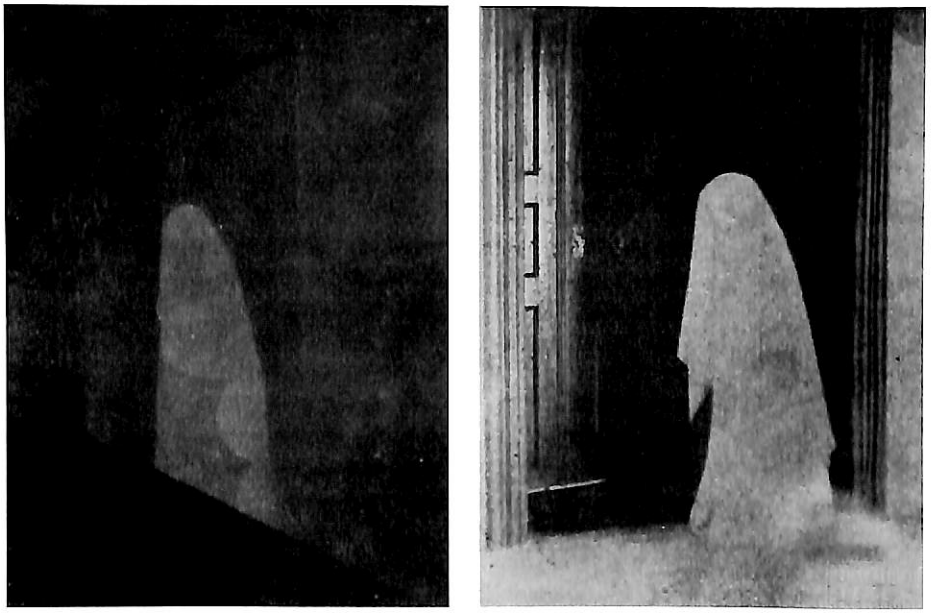

Abb. 3: Links: Originalaufnahme der „Weißen Frau", rechts: retouchierte Kopie (beide Bilder entnommen aus: W: Erwemweig, Schloss Bernstein im Burgenland, 1927)

Zu diesem lokalen Spuk schrieb der Urkundenforscher WILHELM LEUCHTER u. a.:

> „Gegen Ende des zweiten Weltkrieges wurde ich beauftragt, festzustellen, was an den uralten Zeugnissen vom zeitweiligen Erscheinen eines Phantoms wahr sei. In mühsamer Forschungsarbeit konnte an Hand einer Reihe von Protokollen festgestellt werden, dass, oft nach vieljährigen Pausen, sich ein Phantom zeigt, welches als weiße Frau bezeichnet wird. Ich besitze eine Reihe sehr sachlich abgefasster Protokolle, unter ihnen auch solche von Mitgliedern der Familie des Schlossbesitzers, dabei findet sich auch eine Aquarellstudie, die zeigt, wie das Phantom über die Schloss-Stiege hinausschwebt, und ein Photo der Erscheinung vor der Türe des Speisesaales im ersten Stock, das von zünftigen Photographen auf Echtheit ganz genau untersucht und als absolut einwandfrei befunden worden ist. Einmal zeigt sich das Phantom im Schlosshof während eines Festes. Alle Protokolle (eines in französischer Sprache) anerkennen die Tatsache der Erscheinung, darunter

die Erscheinung des Phantoms gegenüber einem Mitglied des ehemaligen ungarischen Kulturministeriums, welches so betroffen war, dass es in aller Früh des folgenden Tages nach unangenehm verbrachter Nacht im Auto nach Szegedin davonfuhr...".[10]

Seitens akademischer Parapsychologen werden bei den oft durch längere Zeiträume wahrgenommenen Phänomenen nicht nur des persongebundenen, sondern auch des lokalen Spuks (bezeichnet auch als RSPK – rekurrierende spontane Psychokinese) animistische, also psycho-endogene Interpretationen versucht, die jedoch der emotionalen Tiefe und dem Bedeutungsgehalt vieler derartiger Erlebnisberichte kaum gerecht werden.

c) Seltsames Lichtphänomen

Der folgende Erlebnisbericht über ein eigenartiges, spukhaftes *Lichtphänomen* aus turbulenter Zeit offenbart anscheinend eine geheimnisvolle Verbindung von geschehenem irdischen Unrecht, jenseitiger Verweisungsintention und angestrebter spiritueller Wiedergutmachung in kompensatorischer Stellvertretung.

„...Als im Jahre 1848 in Wien die Revolution ausbrach und Windischgrätz eingriff, flüchtete ein Student aus Wien nach Ofenbach und versteckte sich bei einem Bauern namens Schinkautz. Er wurde aber nach einiger Zeit verraten. Dieser Student namens Heinel[11] wurde auf Befehl des Gutsverwalters Wallenböck von vier Kroaten ausgehoben, auf die Frohsdorferstraße geführt und erschossen. An dieser Stelle steht heute noch ein Kreuz mit vier Bäumen. Der Leichnam des Studenten wurde im Katzelsdorfer Friedhof bei der Dorfkirche begraben. Besagter Verwalter Wallenböck hatte eine Tochter, Herr Forstmeister Schabes einen Sohn. Die jungen Leute heirateten zu dieser Zeit und wohnten mit den Familien der Eltern im Schloss Katzelsdorf. In der nächsten Zeit darauf soll es angefangen haben, besonders zu Allerheiligen. Bei Anbruch der Dunkelheit erhob sich ein Licht bei der Exekutionsstelle und bewegte sich durch die Katzelsdorfer Trift und die Alleebäume zum Schloss, rauschte dreimal durch den viereckigen Schlosshof und nahm denselben Weg zurück. Obgenannte Familien fürchteten sich sehr und beschlossen deshalb, wenn die jungen Schabes in ihrer Ehe einen Sohn bekommen,

[10] In einem Leserbrief vom 20.09.1964 an das *Volksblatt*. LEUCHTER war damals Pfarrer in Kotting-Neusiedl bei Laa. Als nebenberuflicher Historiker hatte er vom Bundespräsidenten das Ehrenzeichen für Urkundenforschung erhalten.

[11] recte JOSEF HAJNAL (*1820, erschossen am 28.10.1848). An den Tod dieses Revolutionärs erinnert an der Nordseite der Friedhofsmauer des Friedhofs zu Katzelsdorf noch eine Steintafel mit der Inschrift „Aus dem Volk, mit dem Volk, für das Volk".

das Gelübde bindend einzugehen, diesen Sohn zu einem Priester zu erziehen und ausbilden zu lassen.
Es wurde dann den Eheleuten Schabes ein Sohn Josef geboren, mit dem auch Schreiber dieser Zeilen einige Zeit in die Schule ging. Dieser Schabes Peppi, wie wir ihn nannten, zog dann auch als Chorherr in das Klosterneuburger Stift ein. Er war ein sehr großer Herr und ist schon vor längerer Zeit gestorben. Das Licht soll dann nicht mehr gesehen worden sein. So hat es mir die Großmutter vor ca. 65 Jahren erzählt...."[12]

d) Beistand aus dem Jenseits

In der Haus-Chronik des Redemptoristenkollegs Maria am Gestade in Wien findet sich ein beigefügter Bericht eines Mitbruders (P. Michael Heilig, damals Rektor im Kloster Wittem/NL) an den Generalvikar P. A. Passerat, den Nachfolger des hl. Klemens Maria Hofbauer in Wien, folgenden Wortlauts:[13]

„Am 26. d. M. hatten wir unseren Fr. Jakob, Novizen, nach Galoppe geschickt, um dort eine Kommission zu besorgen. Erst spät abends konnte er den Rückweg nach Hause antreten. Der gute Bruder war eben beschäftigt, den Rosenkranz für den am 26. Juni v. J. verstorbenen Bruder zu beten, als ihm plötzlich ein Mann ‚Halt!' zurief. Der Bruder erschrak und empfahl sich Gott an. Der Mann kam zu ihm und forderte von ihm sein Geld oder das Leben ab. Fr. Jakob betheuerte, dass er kein Geld habe; worauf der Räuber zu Drohungen und endlich zu Tätlichkeiten schritt. Er warf den Bruder zu Boden und schlug mit einem Knittel so gewaltig auf ihn, selbst auf sein Angesicht, zu, dass ihm das Blut aus Mund und Nase gestürzt ist. Da der Räuber fortfuhr, ihn zu schlagen, glaubte der Frater, dass seine letzte Stunde gekommen sei, erweckte er Reue und Leid zu seinem Tode. Schon fing er an, ohnmächtig zu werden, als jemand ihn in die Höhe hob. Der Räuber floh, und da der Jakob die Augen aufschlug, sah er vor sich den verstorbenen Fr. Joseph, gerade so, wie er unter uns gewandelt hatte im Redemptoristenkleide mit dem Cingulum und dem Rosenkranz an der Seite, – aber in einem Glanze, wie es hienieden nicht gab; auf der Brust des Seligen strahlte auf eine ganz außerordentliche Art der heil. Name Maria. Bei diesem Anblicke erschrak der Bruder ganz und gar nicht. Der sel. Bruder Joseph fragte ihn: ‚Wie geht es Fr. Jakob?' Dieser antwortete: ‚Wie Sie sehen, nach dem, was mir begegnet ist.' ‚Gott hat das zugelassen', erwiderte der

[12] „Erinnerungen" eines alten Bauern namens Julius Pürrer, niedergeschrieben Anfang des Jahres 1961; es ist ein bislang unveröffentlichtes Schriftstück aus dem Pfarrarchiv Katzelsdorf/Leitha. Der im Text erwähnte Josef Schabes (1881–1935), Dr. theol., trat 1900 in das Stift Klosterneuburg ein (Ordensname P. Leo) und wurde ein eifriger Seelsorger.

[13] Bd. III, S. 45; der Bericht ist zwar nicht datiert, aber durch den Hinweis auf das Generalkapitel (von 1855) scheint er um 1854 geschrieben worden zu sein; die betreffende Begegnung mag schon früher stattgefunden haben, da man dem P. Josef Prost, der 1848 auf seiner Reise nach England in Wittem Station machte, davon erzählt hatte. Vgl. Notiz von P. E. Hosp in Klemensblätter Nr. 7/8 1963, S. 103.

Selige, ‚und ich bin gekommen, Ihnen beizustehen, und zugleich das Versprechen zu erfüllen, das ich Ihnen gab'. Hierauf frägt der Jakob, ob er schon aus dem Fegefeuer gekommen wäre? ‚Ja', sagte der Selige, ‚vorigen Samstag (24.I.) bin ich in den Himmel eingegangen und befinde mich jetzt bei Maria, deren Herrlichkeit alle Begriffe übersteigt.' Nun sprachen sie von der Hl. Jungfrau, und Fr. Jakob wollte das Gespräch noch länger fortsetzen; allein der Selige, nachdem er ihn noch aufgemuntert hatte, zog sich leise zurück und verschwand.
Der Fr. Jakob ging nun seines Weges und getröstet fort, und nachdem er sich an einem Bache gewaschen hatte, kam er in unserem Hause an, ohne den mindesten Schmerz zu empfinden. Hiebei ist zu bemerken, dass diese beiden Novizenbrüder sich sehr geliebt, und eifrig, wie sie waren, nur von geistlichen Dingen gesprochen haben. Als Fr. Jakob einmal an einer schweren Krankheit darnieder lag, war Fr. Joseph beauftragt, mit ihm die geistlichen Übungen zu machen, und bei dieser Gelegenheit schlossen sie folgenden Vertrag miteinander: derjenige, der den anderen überlebe, sollte für denselben unablässig beten, dieser hingegen dem Überlebenden den Tag anzeigen, an welchem er von dem Fegefeuer befreit sein würde. – Diese Begebenheit ist nur in unserem Haus bekannt, hat jedoch viel beigetragen, einen großen Eifer für die Armen Seelen zu erwecken. Unser Fr. Jakob ist übrigens ein heiligmäßiger Bruder, so einfältig, wie der hl. Franz v. Assisi. Er trägt noch immer auf seiner Wange das Malzeichen der bei diesem Vorfalle erhaltenen Wunde, auch vier Zähne sind ihm durch (die) empfangenen Streiche gewaltig erschüttert worden. – Ich muss noch hinzufügen, dass zufolge des ganz glaubwürdigen Berichtes des Fr. Jakob der Fr. Joseph gesagt haben soll, dass er früher aus dem Fegefeuer erlöst worden wäre, wenn man mehr für ihn gebetet hätte."

e) Versehgang mit dem hl. Joseph?

In der Pfarrkirche Gnesau/Kärnten steht eine Statue des hl. Josef. Zu ihren Füßen hängt eine kleine Versehlaterne, mit der es jedoch eine besondere Bewandtnis hat. In den ersten Jahren nach dem Amtsantritt von Pfarrer MESSINGER, der 1915 nach Gnesau gekommen war, wurde er eines Nachts gegen halb ein Uhr zu einem Versehgang gerufen. Den Boten kannte er nicht, was ihn nicht wunderte, da er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes noch nicht alle Pfarrangehörigen persönlich kennengelernt hatte. Nach Verlassen des Pfarrhofes wollte der Priester den Mesner wecken, damit er ihn begleite. Der Bote meinte jedoch, das sei nicht notwendig, er mache das. Der Pfarrer war recht verwundert, als dieser dann beim Öffnen des Tabernakels in gutem Latein das „Confiteor" betete, denn er hielt ihn ja für einen Bauernknecht. Mit der Versehlaterne in der Hand ging der Bote nun voran in die nächste Ortschaft, dem Bergwald zu. Als er am letzten Hof vorbeiging, sprach ihn der Pfarrer an und sagte, dass da oben nur noch Wald sei. Der Mann bat jedoch, er solle nur mitkommen. So folgte er ihm, wenn auch misstrauisch. Auf einmal

sah er, dass die Laterne vor ihm auf dem Weg stand und der Bote verschwunden war. Der Pfarrer sah direkt vor sich eine Heuhütte, aus der ein Stöhnen nach außen drang. Daraufhin schaute er in der Hütte nach und sah einen alten, schwer kranken Bettler auf dem Heu liegen. Als dieser den Priester mit der Versehlaterne sah, sagte er mühsam: „Hochwürden, wie kommen denn Sie da her? Mein Leben lang habe ich zum heiligen Josef gebetet, er möge mich nicht ohne Sterbesakramente sterben lassen. Jetzt habe ich gedacht, ich müsse trotzdem ohne Priester sterben. Und nun sind Sie da!" Erschüttert bereitete der Pfarrer den Armen auf den Tod vor und blieb bei ihm, bis er gegen Morgen verstarb. Pfarrer Messinger hat später diese außergewöhnliche Begebenheit seiner Haushälterin erzählt, ihr aber aufgetragen, zu seinen Lebzeiten vollkommen darüber zu schweigen. Nachdem er 1966 gestorben war, vertraute sie schließlich ihr so lang gehütetes Geheimnis dem Nachfolger ihres Pfarrherrn an.[14]

Vielleicht ist diese Begebenheit natürlich zu erklären durch einen irdischen Begleiter, der von Gott durch die Intervention des hl. Joseph zum Pfarrer geschickt wurde; man kann aber nicht beweisen, dass es möglicherweise nicht doch eine jenseitige Erscheinung war – vielleicht nur für den Pfarrer selbst sichtbar? Jedenfalls war die Laterne als reales Objekt längere Zeit hindurch stummer Zeuge eines bedeutsamen Ereignisses.[15]

f) Erscheinung des sterbenden Vaters als Fürbitter seines Sohnes?

Eine ähnliche paranormale Begebenheit mit eindeutiger semantischer Intention ereignete sich im Pfarrhaus eines kleinen Dorfes namens Allfeld im Landkreis Mosbach in Baden, Deutschland, um die Mitte des 19. Jhs. Hier der Originalbericht des erlebenden Pfarrers BERNHARD METZ, den er selbst eidlich bekräftigt hat:[16]

[14] Nach St. Josef's-Bote, Straß i. Str., Nr.10/2004; vgl. auch unter: http://www.franziskaner-schwaz.at/Geistliche_Miniaturen-hauptframe.htm#Versehgang

[15] Nach Mitteilung des Pfarrprovisors Mag. Josef Ulbing (Gnesau, vom 22.02.2010) existiert die Originallaterne leider nicht mehr. Sie wurde durch eine ähnliche ersetzt. Und er fügte hinzu: „Wohl erst längere Zeit nach dieser Begebenheit hat die Pfarrgemeinde ein Wegkreuz an etwa dieser Stelle aufgestellt, wo der „fremde Mann" die Laterne in der Nähe der Heuhütte abgestellt hatte. Dieses Kreuz ist vor dem letzten Winter umgefallen, weil es am Boden abgemorscht war. Ich hoffe, dass wir es nach der Schneeschmelze wieder in Ordnung bringen können. Ihre Version der Josefsgeschichte aus dem Internet stimmt doch ziemlich genau mit der Überlieferung überein, die mir hier bekannt ist."

[16] Zugänglich ist mir der Originalbericht leider nicht, möglicherweise ist er verschollen. Der angeführte Bericht ist wörtlich entnommen aus: Oberrheinisches Pastoralblatt, 52. Jg. 1951,

„Ich bewohnte im Pfarrhaus, das hoch gelegen ist und zu dem eine 13 Stufen hohe Treppe hinaufführt, das beim Eingange links gelegene Zimmer, ein Eckzimmer. Zwei Fenster meines Zimmers gingen gegen die Straße und lagen neben der Eingangstür; diese zwei Fenster meines Zimmers waren nachts stets durch Laden verschlossen. Zwei andere Fenster gingen gegen die Talseite und diese schloss ich nachts niemals durch Laden, sodass durch sie das Mondlicht ins Zimmer eindringen konnte. Neben der Zimmertür stand ein hohes Bücherregal und daneben stand ein Schreibtisch und zwei Sessel. Der Zimmertür gegenüber war mein Bett längs der Wand bei den Fenstern mit der Talaussicht, sodass ich vom Bett ungehindert auf die Tür und das Bücherregal sehen konnte.
Ich hatte damals gerade mit jenen Kindern, die zu Ostern zum ersten Mal zum Tische des Herrn gehen sollten, den Kommunionunterricht begonnen. Alle Kinder folgten dem Unterricht gut auf, nur ein einziger Schüler namens Veltin Müller, der Sohn des Bauern Johann Müller, ein zwar gut gesitteter, aber sehr beschränkter Knabe, konnte es nicht. Ich ließ daher den Vater des Knaben zu mir rufen und teilte ihm unter Auseinandersetzung des Sachverhaltes mit, dass es unmöglich sei, seinen Knaben mit den anderen zur hl. Kommunion zuzulassen. Der Vater, ein braver Mann, nahm sich das sehr zu Herzen und grämte sich arg darüber. –
Eines Abends begab ich mich, da ich ermüdet war, etwas früher als sonst zur Ruhe. Es war eine ungemein kalte Nacht, während welcher der Vollmond hell ins Zimmer schien. – Als ich während der Nacht erwachte, vernahm ich eilfertige Schritte vom Dorfe her auf dem gefrorenen Schnee und dann hörte ich jemanden die Treppe beim Pfarrhause von der Straße aus heraufkommen. Ich hörte, wie er sich vor dem Eingange zum Pfarrhause den Schnee von den Stiefeln stampfte und dann die Klingel zog.
Ich war der Ansicht, dass ich zu einem Schwerkranken gerufen wurde. In solchen Fällen pflegte meine alte Haushälterin, die auf der anderen, gegen die Kirche gelegenen Seite des Hauses schlief, aufzustehen und zum Haustor zu gehen. Doch heute blieb im Hause alles ruhig; ich hörte kein Schieben des großen Hausriegels, kein Umdrehen des knarrenden Haustorschlosses und doch vernahm ich alsbald Tritte gegen meine Zimmertür zu. Diese wurde geöffnet, ohne dass jemand angeklopft hätte und bei der Zimmertür stand hierauf ein Mann. Ich rief ihn barsch an: ‚Was gibt's?' und erhob mich im Bett. Der Mann antwortete: ‚Herr Pfarrer, ich habe eine Bitte!' – Im Mondschein erkannte ich nun ganz genau, dass der im schlichten Arbeitsgewand dastehende Bauer der Vater des kleinen Knaben war, den ich nicht zur heiligen Kommunion zulassen wollte. Ich entgegnete ihm: ‚Nun, was für eine Bitte und warum zu so ungelegener Zeit?' Der Mann antwortete: ‚Herr Pfarrer, ich bitte Sie, lassen Sie meinen Sohn Veltin am Weißen Sonntag mit den anderen Kindern zur ersten heiligen Kommunion gehen, denn er wird bald sterben!'

Märzheft S. 77–79. Für Recherchen in dieser Causa sei an dieser Stelle dem Erzb. Archivdirektor Dr. Christoph Schmider der Diözese Freiburg/Br. gedankt.

Nun fasste mich fürchterliches Entsetzen, denn ich gewahrte, dass die im hellen Mondschein stehende Gestalt des Bauern keinen Schatten warf, und dass ich durch die Gestalt des Bauern hindurch die Tür und das Bücherregal wahrnahm. Ich vermochte kein Wort mehr hervorzubringen, um ihm zu antworten. –
Der Mann ging ohne Geräusch wieder zur Türe hinaus. Ich hörte, dass seine Schritte draußen auf den Steinen auf dem gefrorenen Schnee in der Richtung nach dem Dorfe hin verhallt waren. Ich konnte vor Aufregung nicht mehr einschlafen und dachte beständig an den Mann, der mir soeben flehentlich und doch so befehlend seine Bitte vorgetragen hatte.
Schließlich hörte ich Morgenläuten, und nach einer kleinen Pause darauf ertönte das Sterbeglöcklein. Ich stand auf und untersuchte das Haustor, fand es aber ordnungsgemäß von innen mit Schlüssel und Nachtriegel versperrt. Als ich zum Frühgottesdienst in die Sakristei kam, meldete mir der Küster, dass der Bauer Johann Müller, der Vater des kleinen Veltin, nachts plötzlich verschieden ist.
Ich gab mir nun alle Mühe, das Schulkind durch einen besonderen Unterricht außerhalb der Schule, auf die erste hl. Kommunion vorzubereiten. Mit freudiger Sehnsucht harrte der kleine Veltin des Kommuniontages und mit inniger Seligkeit empfing er den Leib des Herrn. Der Knabe ist kurze Zeit darauf gestorben."[17]

Im diesbezüglichen Nachwort der Schriftleitung des Oberrheinischen Pastoralblattes heißt es: „Nach Ausweis der Standesbücher der Pfarrei Allfeld ist der Bauer Johannes Müller am 22. Dezember 1845 gestorben. Sein 2. Kind hieß Valentin (geb. 4. August 1832), starb am 29. Januar 1847. Aufzeichnungen über seine Erstkommunion existieren nicht, da das Bruderschaftsbuch der Corporis-Christi-Bruderschaft erst mit dem Jahr 1875 beginnt. Wenn das Kind am Weißen Sonntag 1846 zur hl. Kommunion gegangen ist, dann könnte gut der Pfarrer sich im Dezember Gedanken gemacht haben über seine geistigen Voraussetzungen; gewöhnlich hat der Kommunionunterricht früher ja viel eher begonnen und länger gedauert als heute. Der Weiße Sonntag 1846 wäre auch die letzte Gelegenheit zur feierlichen Erstkommunion gewesen, da er den von 1847 nicht mehr erlebte. In obigem Bericht wäre die Bemerkung, der Knabe sei kurz nach seiner Erstkommunion gestorben, dann in etwas weiterem Sinn zu nehmen" (S. 78f.).

Eine Kurzfassung derselben Erscheinung des besorgten Vaters sozusagen als dessen letztes Vermächtnis in seiner Sterbestunde bringt der bekannte Moraltheologe und Redemptoristenpater Dr. BERNHARD HÄRING (†1998) in seinem Buch über die Sakramente als Vorspann zu dem Kapitel über das Sakrament der Eucharistie.[18]

[17] Pfarrer B. METZ (*20.05.1803 Oberweier) war ab 1841 Pfarrer in Allfeld, wo er am 1.04.1875 starb und ebendort am 4. 04. begraben wurde (lt. Mitteilung des Freiburger erzbischöfl. Archivdirektors Dr. Schmider).
[18] B. HÄRING: Gabe und Auftrag der Sakramente (1962), S. 204f.

3. Telepathische Kommunikation zwischen Immanenz und Transzendenz?

Unter dem Titel „Die Helden von Lüttich" berichtet J.K. SCHEUBER[19] über eine dramatische Situation während des Zweiten Weltkriegs mit einem paranormal-spirituellen Sinnzusammenhang von Leben und Tod. Ein Beispiel von Synchronizität in der übernatürlichen Verbundenheit des christlichen Glaubens. Ich fasse den ergreifenden Bericht wie folgt kurz zusammen.

Der Wiener Diözesanpriester OTTO GRAMANN[20] war zur Zeit des Ereignisses Militärpfarrer der deutschen Besatzungsmacht in Brüssel. Am 30. Mai 1943 erhielt er zwei Telegramme: ein privates aus Wien des Inhalts, dass seine Mutter im 101. Lebensjahr im Sterben liege, das andere von der deutschen Gestapo in Belgien mit der Aufforderung, sich sofort nach Lüttich zu begeben, da nämlich am nächsten Tag sieben Belgier, deren Begnadigungsgesuche abgewiesen worden waren, erschossen werden. Gramann reiste sofort ab und kam am Abend im Gefängnis von Lüttich bei den sieben zum Tod Verurteilten an, die sich beim Einmarsch der Deutschen nicht ergeben wollten; es waren Akademiker und Arbeiter. Als letzte Gnade hatten sie sich einen Priester erbeten. Mit ihnen feierte Pfarrer Gramann um 3 Uhr nachts die hl. Messe und erzählte ihnen auch, dass er ihnen zuliebe nicht zur sterbenden Mutter gefahren sei. Da ergriffen sie seine Hand und sagten: „Wir danken Ihnen, Sie haben Großes für uns getan! Morgen früh, sobald wir vor Gott stehen, bitten wir für Ihre Mutter!' Am 31. Mai um ¾7 Uhr früh wurden sie exekutiert. – Einige Tage darnach erhielt Otto Gramann einen Brief aus Wien mit folgendem Inhalt: „An jenem 30. Mai, da wir dir das Telegramm schickten, wussten wir, dass die Mutter nur noch wenige Stunden zu leben habe. Nachts drei Uhr, also auf den 31. Mai, fiel sie in lethargischen Schlaf. Der Todesschlummer hatte begonnen. Wir umstanden das Bett, schweigend, wartend, den Rosenkranz in der Hand. Wir warteten auf dich, Otto, doch du kamst nicht. Am frühen Morgen, es war genau ein Viertel vor sieben, erwachte die Mutter, total fieberfrei, die Lungenentzündung war spurlos verschwunden. Wir wollten Dir das schreiben, wir können es uns nicht erklären." Mutter Gramann jedoch lebte noch ein Jahr und starb 102-jährig am 7. Juli 1944; drei Jahre später folgte ihr der geistliche Sohn in die Ewigkeit nach.

[19] Artikel aus dem Benziger Einsiedler Kalender. Einsiedeln: Benziger, 1951.

[20] Msgr. OTTO GRAMANN (*25.07.1914) war Kirchenrektor an der Kirche Maria Heimsuchung in Wien III; er starb am 10.11.1947 in Wien und wurde am 14.11. am Meidlinger Friedhof neben seiner Mutter bestattet.

4. Arme-Seelen-Manifestationen

Darüber gibt es zahlreiche Beispiele in der älteren und neueren Literatur. Eine der interessantesten, aber auch kontrovers beurteilten Publikationen der neueren Zeit ist das Tagebuch der Prinzessin EUGENIE aus dem deutschen Fürstenhaus VON DER LEYEN (*15.05.1867 München, † 9.01.1929).[21] Denn ihr besonderes Charisma waren ihre jahrelangen Kontakte (1921–1929) mit Armen Seelen. Eugenie entstammte mütterlicherseits dem Geschlecht von Thurn und Taxis und verbrachte den größten Teil ihres Lebens auf Schloss Waal in Bayrisch-Schwaben. Ab 1925 lebte sie in der Nähe auf Schloss Unterdießen. Ihr Tagebuch wurde während der Nazi-Zeit, weil verboten, in hektographierter Form weitergegeben und erst nach dem Krieg bei verschiedenen Verlagen in mehreren Auflagen veröffentlicht. Pfarrer SEBASTIAN WIESER (†1937), von 1916–1926 Pfarrer in Waal, war ihr Seelenführer. Er schrieb:

> „Ich habe die Seherin die letzten 12 Jahre ihres Lebens gekannt und Tag für Tag Kenntnis bekommen von ihren Erlebnissen mit den Erscheinungen... Die Seherin hat ein heiligmäßiges Leben geführt, sie war grenzenlos im Wohltun, hilfsbereit zu jeder Zeit..., ein Liebling vor Gott und den Menschen. Ich erkläre an Eides statt, dass ich die Prinzessin zwar zur Aufzeichnung ihrer tatsächlichen Erlebnisse veranlasst, aber ihr nie und nirgends irgendwelche Anschauung meinerseits suggeriert habe. Ich verbürge mich in jeder Hinsicht für die Glaubwürdigkeit des Tagesbuches..."[22]

Dazu schreibt der Verleger ARNOLD GUILLET im Editorial der bei Christiana, Stein am Rhein, erschienenen Ausgabe des Tagebuches:

> „Was viele Leser von Eugenie's Tagebuch oft nur schwer verkraften können, ist der Umstand, dass gewisse Arme Seelen in abstoßender, ekelerregender Tiergestalt erscheinen, so z.B. Egolf als großer Affe ‚mit glühenden. Augen', Maria R. als Schlange mit der Begründung: ‚Das war das Abbild meines Lebens, gebrochene Schwüre, alles Lüge und Verstellung.' Dazu ist zu sagen: auch andere Seher und Seherinnen sahen Arme Seelen in Tiergestalt. Christus hat der hl. Brigitte von Schweden einmal in einer Vision erklärt: ‚Das Geistige erscheint dir nicht so, wie

[21] Geistliche Fürsprecherin für Eugenie war die Frau ihres Neffen, Fürst Erwein III., Donna Nives Ruffo della Scaletta aus dem Geschlecht der Borghese in Rom. Diese glaubte im Gegensatz zur liberal eingestellten Familie an Eugenies Charisma und überbrachte das Original des Tagebuches Papst Pius XII., einem persönlichen Freund der Familie, der als päpstlicher Nuntius in Deutschland öfter auf Schloss Waal und Unterdießen geweilt hatte.

[22] VON DER LEYEN, E.: Meine Gespräche mit Armen Seelen (²1980), S. 33. In diesem Buch sind wegen des eingetretenen zeitlichen Abstands im Gegensatz zu den Erstveröffentlichungen viele Namen – soweit eruierbar – ausgeschrieben worden, was die Authentizität erhöht. Manche Aussagen der erscheinenden Personen konnten vom Pfarrer, der sie aus dem Leben kannte, bestätigt werden.

es ist, sondern in leiblicher Gestalt, es wird in Gleichnisse gekleidet, damit dein Geist es fassen kann.' "[23]

Grundsätzlich ist zu sagen: Wir müssen selbstverständlich unterscheiden einerseits zwischen der unsichtbaren Geist-Seele als solcher und andererseits zwischen ihrer Erscheinungsgestalt sensorisch-empirischer Art, wodurch sie repräsentiert wird, um mit uns überhaupt in Kommunikation treten zu können. Ähnlich wie unsere Träume sind auch Visionen und Erscheinungen oft von einer tiefen Lebens- bzw. Leidenssymbolik durchzogen. So schreibt die Tiefenpsychologin ANIELA JAFFÉ, seinerzeit Assistentin von C. G. JUNG, in ihrem Buch *Geistererscheinungen und Vorzeichen* über die Sinnhaftigkeit der Erscheinungen wie folgt:

„Sie sind nicht nur, sondern sie sagen etwas aus, das über ihre unmittelbare Gestalt, oder Erscheinung, über das Phänomen als solches, hinausgeht. Diese Funktion verweist sie in die Kategorie des Symbols, was immer auch die Qualität und Erklärbarkeit ihres Wesens sein mag."[24]

Dies gilt sowohl für den – einen emotionalen Eindruck machenden – Ausdruck eines solchen Phantoms als auch für die Erscheinungsmodalität des ‚Feuers', das wir uns freilich nicht materiell denken müssen. Es ist ein Bild für die brennende Sehnsucht der nach der Gottesschau strebenden Seele in ihrem schmerzenden Läuterungszustand. So sagte die Seherin MARGARETE SCHÄFFNER aus Gerlachsheim (†1949) einmal von den Verstorbenen:

„Sie sind um uns, sie sehen uns, sie kennen unsere Gedanken, unsere Gesinnungen... sie sind in leidendem Zustande, aber ein wirkliches irdisches Feuer ist es nicht."[25]

5. Spukphänomene in Zusammenhang mit okkulten Praktiken – Befreiung durch Gebet

Der gläubige anglikanische Arzt und Psychotherapeut KENNETH McALL (1910–2001) hat sich in seiner Praxis viel mit ungesühnter Schuld, die in menschlichen Beziehungen auch über Generationen hinweg unheilvoll nachwirken kann, beschäftigt. Er schreibt:

„Viele Geister sind einfach das Produkt von überspannter Einbildung oder sehr oft Projektionen von Dingen, denen ein Mensch nicht ins Auge sehen will... Aber

[23] Ebd., S. 20.
[24] A. JAFFÉ: Geistererscheinungen und Vorzeichen (1958), S. 265.
[25] B. GRABINSKI/L. OSTER: Fegfeuer-Visionen (⁶1974), S. 66.

gleichgültig, ob jemand von der objektiven Wirklichkeit solcher Geister überzeugt ist oder nicht, ist es notwendig, solchen Leuten dienlich zu sein und zu helfen: Eine Möglichkeit ist die Feier der Eucharistie für ‚was da sein mag', und dadurch diesem Menschen zu ermöglichen, der Jung'schen Schattenseite zu vergeben, die sie vielleicht projizieren... Wir wissen nicht, ob diese ‚spukenden' Geister gut oder neutral oder böse sind, noch wissen wir, welche Wechselwirkung es zwischen diesen dreien geben kann... Wir wissen aber mit absoluter Sicherheit, dass Orte und Leute befreit werden, sobald wir böse Geister binden, wenn wir die Eucharistie für jeden beliebigen Toten darbringen, der Erlösung benötigen mag, und uns selbst Jesus Christus, dem Herrn über alle Mächte übergeben."[26]

McAll bringt in seinem Buch mehrere Beispiele dafür. Ein diesbezüglich aufschlussreiches betrifft postmortale Spukerscheinungen in der ehemaligen Wohnung des verstorbenen britischen Schriftstellers und Arztes Conan Doyle.[27]

Eine glückliche Familie mit mehreren Kindern zog nämlich in jenes alte Haus im New Forest ein, ohne dem Gerede der Dorfleute, dass es in einem Flügel des Gebäudes spuke, Glauben zu schenken. Dennoch wurde jener Teil des Hauses für Schlafräume der Kinder und Gäste ausgewählt. In der Tat erzählten die Kinder dann von allerlei unerklärlichen nächtlichen Stimmen, Geräuschen und von einem alten Mann, der herumschlurfend durch geschlossene Türen und Fenster ging. Der Vater blieb den Erzählungen gegenüber skeptisch, bis er selbst derartige akustische Phänomene erlebte. Als nun die Studentin Elsbeth, die älteste Tochter der Familie, erstmals zu Besuch in das neue Haus kam, war sie belustigt über die sonderbaren Erzählungen ihrer Familie über diesen angeblichen Spuk. Doch in der Nacht hatte sie eine Begegnung mit einer Phantomgestalt, die sich als Conan Doyle vorstellte und sie mit ihrem Namen ansprach. Am Morgen erzählte sie davon ihrer Familie; auch dass er zu ihr gesagt habe:

„Ich suche mein Tagebuch, es ist rotes Leder mit einem schwarzen Gummiband herum. Ich versteckte es irgendwo und meine Frau sagte, es muss bei meinen Memoiren sein. Bitte hilf mir. Ich bin so glücklich, dass jetzt eine Familie mit Kindern hier lebt, wo meine Kinder lebten. Leg dich nieder und schlaf wieder. Ich verspreche, ich komme nicht mehr, aber wenn du mein Tagebuch findest, bitte lass es vor dem Tor liegen."[28]

[26] Kenneth McAll: Familienschuld und Heilung (1986), S. 79f.

[27] Sir Arthur J. Conan Doyle (1859–1930), berühmt geworden durch seine Sherlock Holmes-Romane, war auch überzeugter Spiritist. Er starb auf seinem Anwesen in Windlesham an einem Herzinfarkt und wurde auf dem Friedhof in Minstead, Crowborough, Sussex, begraben. Seine Grabstätte ist noch erhalten.

[28] Kenneth McAll: Familienschuld und Heilung, S. 78.

Daraufhin besprach der Vater die Sache mit dem Pfarrer, der bestätigte, dass Conan Doyle in dem Haus gewohnt hatte. Der Geistliche kam ins Haus, betete mit einigen Familienmitgliedern und übergab den unruhigen Schriftsteller dem Herrn. Besagtes Tagebuch wurde jedoch nie gefunden.

Zusammenfassung

ZAHLNER, FERDINAND: **Zeichen und Erscheinungen „von drüben"?** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 61 (2012) 2, 155–175

Seit alters her bis in die Gegenwart wird sowohl in der Literatur als auch in persönlichen Gesprächen von spontanen, meist unheimlichen Begegnungen mit einer „Anderswelt" bzw. mit einer jenseitigen Wirklichkeit und ihren diesseitigen Bewirkungen berichtet, wobei Diesseits und Jenseits nur als Denkmodelle für die eine umfassende Wirklichkeit zu sehen sind.
Zur Veranschaulichung werden vor allem beeindruckende Fallberichte im religiösen Kontext aus älterer und neuerer Zeit angeführt, die einen Realkontakt zu einer jenseitigen Wirklichkeit als sinnvolle Deutung vermuten lassen.
Solche paranormalen Begegnungen bzw. nicht induzierten Einwirkungen – seien es sichtbare, vorübergehende oder bleibende Zeichen oder auch unerklärliche Begegnungen mit exkarnierten Geistwesen (lokaler Spuk) – lösen bei der erlebenden Person meist eine tiefe emotionale Betroffenheit aus. Einige Erscheinungen zeigen einen offensichtlichen Verweisungscharakter im Sinnbezug von Schuld und Sühne oder Leben und Tod. Sog. Arme-Seelen-Erscheinungen lassen eine deutliche Intention nach geistlicher Hilfe erkennen. Jedenfalls bezeugen derartige Phänomene m.E. bei unvoreingenommer Einstellung das Hereinwirken einer jenseitigen Transzendenz in die subjektive Immanenz menschlicher Erfahrung.

Arme-Seelen-Escheinungen
Eingebrannte Hand

Summary

ZAHLNER, FERDINAND: **Signs and apparitions "from the beyond"?** Grenzgebiete der Wissenschaft (GW) 61 (2012) 2, 155–175

In literature as well as in personal discussions there has always been reported on spontaneous and mostly close encounters with an "otherworld", i.e. with a reality beyond our world, and the way it works into our life. When reflecting on this, our mortal world and the so-called "otherworld" are only to be seen as models of thought for the one comprehensive reality.
To illustrate the matter, impressive case reports, old and new, in a religious context are referred to which suggest an actual contact with a reality beyond life as an acceptable interpretation.
Such paranormal encounters or non-induced influences – either visible, temporary or lasting signs if not even inexplicable encounters with excarnate spiritual beings (local haunting) – very often leave the person concerned deeply embarassed. Some apparitions obviously make reference to crime and punishment or life and death. Apparitions of the dead clearly imply the intention of spiritual help. The author's view is that – from an unbiased perspective – this kind of phenomena show the way transcendency works into the subjective immanence of human experience.

Apparitions of the dead
burnt-in hand
extras
faces of Bélmez
ghostly apparitions
immanence
light phenomenon

Extras
Geistererscheinungen
Gesichter von Bélmez
Immanenz
Lichtphänomen
Phantome
Spontanphänomene
Spukphänomene
Symbolik
Telepathische Kommunikation
Transzendenz
phantoms
RSPK-phenomena
spontaneous phantoms
symbolism
telepathic communication
transcendency

Literatur

BREUER, MARIA: Mystische Beziehungen zu den Verstorbenen. Erlebnisse mit abgeschiedenen Seelen. Wels: Reisinger, 1972.
ERWEMWEIG, E.: Schloß Bernstein im Burgenland. Bernstein: Selbstverl. A. v. Gyömörey, 1927.
GÖRLICH, ERNST JOSEPH: Der Wundermönch vom Libanon. Stein/Rhein: Christiana, 1971.
GRABINSKI, BRUNO: Der lokale Spuk. München: Herold, 1925.
— Beweise aus dem Jenseits. Wiesbaden: Credo, 1964.
GRABINSKI, B./OSTER, L.: Fegfeuer-Visionen der begnadeten Margareta Schäffner von Gerlachsheim (Baden). Eupen, [6]1974.
HÄRING, BERNHARD: Gabe und Auftrag der Sakramente. Salzburg: O. Müller, 1962.
HERMES, G.: Licht vom Libanon. München, 1979.
JAFFÉ, ANIELA: Geistererscheinungen und Vorzeichen. Zürich: Rascher, 1958 (Vorwort v. C.G. Jung).
LINDMAYR, MARIA ANNA: Mein Verkehr mit Armen Seelen. Aus dem Tagebuch einer Carmelitin. Stein: Christiana, 1980.
MARTÍN SERRANO, MANUEL: Sociología del milagro: las caras de Bélmez. Barcelona: Barral, 1972.
MARTÍNEZ ROMERO, JOSÉ: Las Caras de Bélmez. Barcelona: Roca, 1978.
MCALL, KENNETH: Familienschuld und Heilung. M. e. Vorw. von O. Knoch. Salzburg: O. Müller, 1986.
MOSER, FANNY: Spuk, Irrglaube oder Wahrglaube? Eine Frage der Menschheit. Baden: Gyr, 1950; Neuaufl. im Walter Verl., 1977.
MOUFANG, WILHELM: Magier, Mächte und Mysterien. Heidelberg: Keysersche Verlagsbuchhandlung, 1954.
RIZCALLAH, NASRI: Der wundertätige Mönche von Annaya. Kevelaer: Butzon & Bercker, 1954.
SCHNEIDER, ALEX: Conceptographie – Ein neuer Fall in Bélmez, in: Grenzgebiete der Wissenschaft 25 (1976) II, 318–340.
SIEGMUND, GEORG: Das Fortleben nach dem Tode im Lichte des Phänomens von eingebrannten Händen, in: Andreas Resch: Fortleben nach dem Tode (Imago Mundi; 7). Innsbruck: Resch, [4]1987, S. 483–503.
SIMMA, MARIA: Meine Erlebnisse mit Armen Seelen. Stein: Christiana, 1969.

THURSTON, HERBERT SJ: Poltergeister. Hrsg. von Gebhard Frei (Grenzfragen der Psychologie; 1). Luzern: Räber & Cie, 1955.
VON DER LEYEN, E.: Meine Gespräche mit Armen Seelen, hrsg. v. Dr. Peter Gehring. Stein a. Rhein: Christiana, [2]1980.
ZAHLNER, FERDINAND: Kontakte mit dem Jenseits?! In: Grenzgebiete der Wissenschaft 54 (2005) 1, 43–73.

Prof. P. Ferdinand Zahlner, Salvatorgasse 12, A-1010 Wien
ferdinand.zahlner@cssr.at

INFORMATIONSSPLITTER

Homöopathie soll besser erforscht werden

Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Wirkung der *Homöopathie* bedarf es zunächst einer besseren Erforschung dieser alternativen Heilmethode. Der Mangel an wissenschaftlichen Studien auf diesem Gebiet ist nach Meinung des Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte nicht zuletzt auf die fehlenden Fördergelder zurückzuführen. Um die Effizienz der Homöopathie, die bei Schulmedizinern unter dem Generalverdacht steht, unwirksam zu sein, endgültig zu belegen, bedürfe es eines generellen Ausbaus der diesbezüglichen Forschung, nicht nur unter der Voraussetzung der Stiftung von einschlägigen Lehrstühlen oder der rein ehrenamtlichen Beschäftigung mit Homöopathie, so die Vorsitzende des Zentralvereins. Homöopathische Ärzte würden von Vertretern der Schulmedizin zu Unrecht dem Vorwurf ausgesetzt, ihre Methode beruhe einzig und allein auf dem *Placebo-Effekt*. Im Gegensatz dazu würden viele Studien Hinweise auf eine tatsächliche Wirkung der Homöopathie liefern, nur sei eben der Wirkmechanismus nach wie vor nicht genügend erforscht.

Ungeachtet dessen entscheiden sich in der Praxis immer mehr Menschen für eine homöopathische Behandlung. Dies geht aus Berichten vom Deutschen Homöopathie-Kongress, 17.–19. Mai 2012 in Freiburg, hervor. Demnach hätten sich in der vergangenen zwei Jahren ungefähr 22.000 Versicherte für eine homöopathische Behandlung entschieden, davon fast zwei Drittel Frauen. Nach Angaben des 1829 gegründeten Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte, der als der älteste noch bestehende deutsche Ärzteverband gilt, nutzen in Deutschland ca. 6.500 Ärzte Methoden der Homöopathie.

Grenzgebiete der Wissenschaft 61 (2012) 2, 177–181

DISKUSSIONSFORUM

DER HEILIGE GRAL

Andreas Resch, Innsbruck

Das Wort „Gral" oder die altfranzösische Variante *graal* (Gefäß) beschreibt ein normales Tafelgeschirr in Form einer Schale oder eines Kelches.[1]

1. Die Legende vom Heiligen Gral

Die damit verbundene *Legende vom Heiligen Gral* wurde von dem französischen Dichter CHRÉTIEN DE TROYES (um 1150–1190) erfunden. In seinem Roman *Perceval* oder *Li Contes del Graal* (begonnen gegen 1180 für Philipp von Flandern) versucht er in der Geschichte des jungen Ritters Perceval die Gattung des höfischen Romans mit christlichen Elementen, insbesondere in Gestalt des Mythos vom Heiligen Gral, zu beleben. Das Werk, das die Summe seines Denkens vermitteln sollte, blieb durch den Tod des Autors nach rund 900 Versen unvollendet, wurde aber nach seinem Ableben von unbekannten Autoren auf rund 3200 Verse aufgestockt. Chrétien beschreibt den Heiligen Gral in seinem Roman als eine große Servierschale mit einer einzigen Hostie darauf, die in Prozession zu einem gelähmten König (der gelähmte Abgar V.!) gebracht werden soll, um diesen zu heilen. Dazu bedarf es eines edlen Ritters. Die Wahl fällt auf Parzival, einen Ritter König Arthurs.

Gleich nach Chretién, noch vor 1191, schrieb ein weiterer französischer Schriftsteller, ROBERT DE BORON, eine Geschichte des Hl. Gral. Dabei wird, nach dem Autor, das erste Mal in der Literatur jener Kelch beschrieben, den Jesus beim Abendmahl verwendete. Sonderbar am Ganzen ist, dass beide französischen Dichter ihre Geschichte vom Heiligen Gral nach Britannien verlegen.[2] Laut DANIEL SCAVONE kann dies nun endlich geklärt werden.

2. Der historische Hintergrund

Im 8. Jh. verfasste der BEDA der Ehrwürdige (* 672/673 bei Wearmouth in Northumbria; † 26.05.735 Kloster Jarrow), ein Benediktinermönch, die *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* (dt.: Kirchengeschichte des englischen Volkes)[3], worin dieser u.a. davon schreibt, dass sein Freund Nothelm bei der Einsicht päpstlicher Unterlagen in Rom im *Liber Pontificalis* einen atemberaubenden Bericht gefunden habe, der die wichtigsten Ereignisse eines jeden bis dahin regierenden Papstes enthielt. So ist bei Papst *Eleutherus* im späten zweiten Jahrhundert vermerkt: „Dieser Papst erhielt von Lucio Britannio rege [von BEDA als britischer König Lucius gedeutet] einen Brief mit der Bitte um Hilfe bei der Bekehrung seines Landes zum Glauben."[4]

Dies war für BEDA eine willkommene Neuigkeit. Niemand hatte bislang je von einem König Lucius in Britannien gesprochen. BEDA sah nun darin den Beweis, dass Britannien schon im zweiten

Jahrhundert christlich wurde. Das war natürlich nicht der Fall, denn im zweiten Jahrhundert war Britannien noch eine römische Provinz, ohne nationale Könige. Daher schreibt ADOLPH HARNACK 1904 vollkommen korrekt, dass es im 2. Jahrhundert nur einen König Lucius gab, nämlich Lucius VIII. von Edessa – derselbe, der zur Zeit Papst von Eleutherius Rom besuchte.[5]

Jeder britische Historiker und Kleriker las jedoch nur BEDA, wodurch König Lucius von Britannien, den es nie gab, zu einer wichtigen „Realität" wurde, nämlich zu jenem König, der im zweiten Jahrhundert den Glauben nach Britannien einführte. In Wahrheit war es Lucius Abgar VIII. von Edessa, der den Glauben in seine Stadt brachte.

Dies war den britischen Schriftstellern im lateinischen Europa durch die Geschichte von der Bekehrung von Edessa unter Abgar V. voll zugänglich. Davon spricht nicht zuletzt der Bericht der Pilgerin Aetheria im vierten Jahrhundert[6], Papst Stephan III. wusste es (769)[7] und die mittelalterlichen Autoren ORDERICUS VITALIS (*1075; † um 1142)[8] und GERVASIUS VON TILBURY (* um 1150; † um 1235) berichten ebenso davon. Gervasius bringt zwei Versionen vom schwachen Bild des ganzen Körpers auf dem Grabtuch.[9] Das zeigt nach SCAVONE, dass die britische Geschichte über die Bekehrung Britanniens der Geschichte von Abgar V. von Edessa entnommen ist.

Um 1136 entdeckte der britische Historiker GEOFFREY OF MONMOUTH[10] in den Zeilen des römischen Satirikers JUVENAL (98–128)[11] einen britischen König des 1. Jahrhunderts namens Arviragus. Doch wie im Fall des britischen Königs „Lucius" gab es in Britannien auch nie einen König Arviragus.

Da der legendäre Brief des britischen Königs Lucius an Papst Eleutherius ein echtes Ereignis des 2. Jahrhunderts wiedergibt, allerdings in Edessa und nicht in Britannien[12], ging SCAVONE der Frage nach, ob vielleicht noch eine andere apostolische Bekehrung Britanniens eine Parallele zu Edessa hat.[13] Dabei stieß er auf den Namen „Arviragus", der von Geoffrey in die Zeit von 44 und 54 verlegt wird und somit ein echtes Spiegelbild zu Abgar V. von Edessa aus derselben Zeit darstellt.[14] Die echten Namen dieser Könige waren gleichlautend, vor allem wenn das griechische „Avgaros" und das lateinische „Avgarus" im Vergleich zur häufigen Schreibvariante „Arvigarus" in Geoffreys *History of the Kings of Britain* gesehen werden.

Als Geoffrey den Namen „Arviragus" aus vier Zeilen in Juvenals IV. Satire nach 1000 Jahren der Vergessenheit wieder ans Licht holte und ihn auf sieben Seiten zum größten Feind der Römer in Britannien aufpolierte, hatte er keine Ahnung, was er damit auslöste. Von der britischen Religionsgeschichte kannte Geoffrey nur, was BEDA hinsichtlich des Königs Lucius schrieb. BEDA kannte hingegen Arviragus nicht.

Gut zweihundert Jahre nach Geoffrey adoptierten Mönche des Klosters Glastonbury Arviragus als Überbringer des Christentums nach Britannien, um ihr Kloster zur Geburtsstätte des Christentums in Britannien zu erheben, genauso wie BEDA Lucius zum Überbringer des Christentum nach Britannien machte. Doch im Gegensatz zu BEDAS eher unschuldigem Fehler war die Wiederentdeckung des Arviragus in Glastonbury im ersten Jahrhundert eine überlegte Konstruktion, die direkt von Geoffrey übernommen wurde.

3. Die historische Fehlinterpretation

Den Beweis dafür liefert SCAVONE mit folgenden Argumenten: Um 1125 schrieb WILLIAM OF MALMESBURY eine endgültige *History of the Church in Glastonbury*.[15] Der Name Arviragus fehlt. 1342 überarbeitete JOHN VON GLASTONBURY Williams Buch. Dabei griff er in seiner *Chronicle* den Hinweis des Mönchs *Adam of Domerham* (um 1290) von Glastonbury auf und fügte Geoffreys „Arviragus" in seine Geschichte als König ein, der das Land von Glastonbury dem Schüler Jesu, Josef von Arimathäa, übergab, um darauf eine christliche Kirche zu bauen.[16] Warum gerade Josef von Arimathäa? Dieser wird im Neuen Testament vor allem als Spender des Grabtuches Jesu genannt und trat damit auch in die Geschichte von Edessa ein, als dort und später in Konstantinopel das Tuchbild als Grabtuch Jesu erkannt wurde.

Die Hypothese, dass die Geschichte und die Legende von der Bekehrung von Edessa auf Britannien übertragen wurde, wird zudem noch durch folgende Argumente untermauert: Die Rolle der beiden, Arviragus in Britannien und Abgar V. in Edessa, diente dazu, ihren Gegenspielern im 2. Jahrhundert (beide „Lucius" genannt) bei der Einführung des Christentums in ihre Länder anhand von direkten Schülern Jesu (Josef von Arimathäa und Thaddäus) zuvorzukommen. In beiden Geschichtsbüchern ging es darum, das jeweilige Königtum zum führenden Zentrum in der Hierarchie nationaler Nachbarkirchen zu erheben.

Damit stellt sich erneut die Frage, warum die beiden französischen Erfinder der Legende des Heiligen Gral diese nicht in Frankreich, sondern in England angesiedelt haben. Hier ist zunächst darauf zu verweisen, dass Abgar VIII. nach der Flut von 201 einen königlichen Wall an der Anhöhe oberhalb der Stadt errichtete und dass dafür des Wort *Birtha* verwendet wurde. In Birtha wurden Thaddäus und Thomas, die beiden apostolischen Missionare, die mit Edessa in Verbindung gebracht werden, ehrenvoll inmitten der Gräber der Könige von Edessa bestattet. So schreibt zur Zeit Abgars VIII. KLEMENS VON ALEXANDRIEN, einer der Väter der frühen Kirche, dass „Thaddäus und Thomas in Britium Edessenorum" beerdigt wurden.[17] Damit ist der Textbeweis gegeben, dass das Word Birtha als Britium ins Lateinische gelangte und dass es sich somit bei dem von Beda im *Liber Ponitificalis* ausgemachten „britischen König Lucius" um Lucius Abgar VIII. von Britium (Edessa) handelte, wie HARNACK bereits feststellte, und nicht um einen nicht-existierenden König von Britannien.

4. Der wahre Gral

Was nun den Gral betrifft, so war die Suche nach dem Heiligen Gral selten erfolgreich. Nur der beste Ritter konnte ihn finden (verstehen). Zumindest zwei Ritterromane versuchen den Gral mit dem größten Ritter zu finden. In dem Prosaroman *Perlesvaus* (der sich Roberts Protogeschichte des Grals bedient) empfängt Sir Gawain das Geheimnis des Gral.[18] Doch worin besteht dieses letzte Geheimnis des Gral, das nur der größte Ritter erkennen kann? Gawain sieht im Gral zuerst das Jesuskind. Dann wird der Gral weggenommen. Als er wieder vor Gawein auftaucht, sieht er in ihm Christus den Gekreuzigten. Das Jesuskind hat sich mystisch in den erwachsenen Jesus verwandelt. Das Geheimnis des Grals bestand also in der

Erfahrung des in Gestalt eines Kindes herabgekommenen Christus und des gekreuzigten Christus.

der Schale eine Hostie, die einem Brot nachgebildet war. Als er sie emporhob, kam von oben herab eine Gestalt

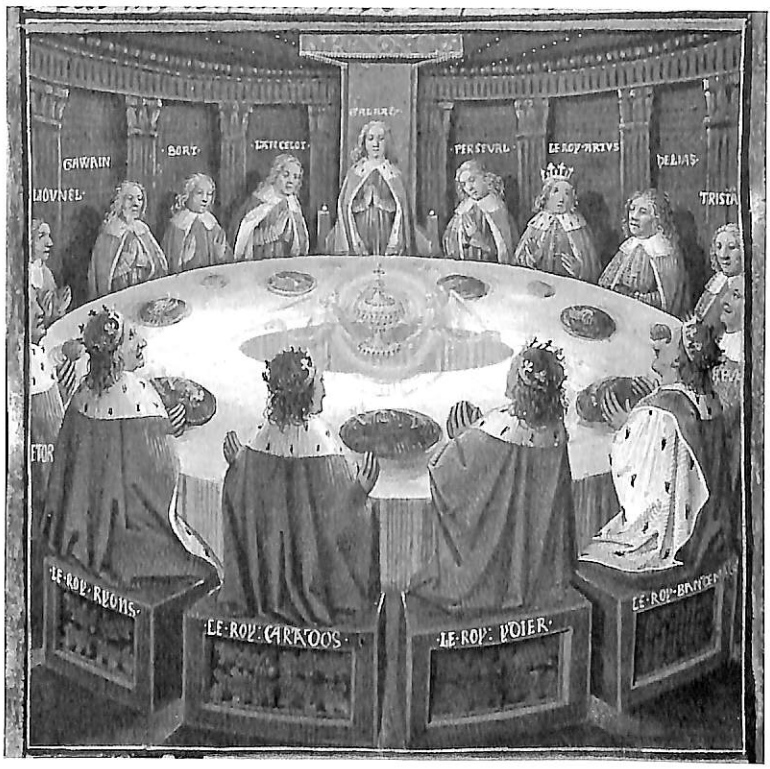

Abb. 1: König Arthur und seine Tafelrunde

In dem Roman *Vulgate Queste,* gestaltet nach den Themen von Robert de Boron, ist *Galahad* der vollkommene Ritter. Er sieht im Gral den gleichen „polymorphen" (sich verwandelnden) Jesus. Nachdem er alles erreicht hat, was er sich in seinem Leben je wünschte, stirbt er. Die Szene, in welcher der größte aller Ritter das Geheimnis vom Heiligen Gral empfängt, ist Folgende: „Als Nächstes trat Josephus (erfundener Sohn des Josef von Arimathäa, der sich bei Robert nicht findet) bei der Konsekration der Messe hinzu… Er entnahm

gleich einem Kind und ging in das Brot ein, das vor den Augen der versammelten Gemeinde menschliche Gestalt annahm… Als er dann seine Augen erhob, sah er die Erscheinung eines Mannes aus der Heiligen Schale hervorgehen, der unbekleidet war und an Händen, Füßen und aus der Seite blutete."[19] Diese Beschreibung erinnert an die Feierlichkeiten zur Ausstellung des Grabtuches in Edessa, das Jahrhunderte hindurch jeweils zu Ostern der Öffentlichkeit in einer besonderen Weise präsentiert wurde: Zur ersten Stunde (6 Uhr vormittags)

wurde das Bildnis Jesu als Kind, um die 6. Stunde (mittags) als Jüngling und um die 9. Stunde (3 Uhr) als Gekreuzigter gezeigt.

Als das Grabtuch dann 944 nach Konstantinopel kam, fand die über Jahrhunderte hinweg begangene Ausstellungfeier des Grabtuches zu Ostern in Edessa mit den Darstellungen Jesu vom Kind bis zum Gekreuzigten in einer neuen Form der Eucharistiefeier, *Melismos* (griech., der Zerteilte, Brechen des Brotes) genannt, ihre symbolische Fortsetzung. Bei der Eucharistiefeier brachte man einen Laib Brot in einem Kelch (Kylix) in Form einer Schale zum Altar, bedeckt von einem Tuch mit dem Bildnis vom Kinde Jesu. Dann wurde das Tuch entfernt und das Brot mit einer kleinen Lanze zerteilt. Beim Empfang des Laibes bei der Kommunion verwandelte sich das Jesuskind symbolisch in den erwachsenen Jesus des Letzten Abendmahls und der Kreuzigung.[20]

Dies zeigt, dass die Legende vom Gral eng mit der Legende und der Geschichte vom Grabtuch, der österlichen Ausstellungsfeier desselben in Edessa und mit der neuen Form der Eucharistiefeier, dem Melismos, nach der Überführung nach Konstantinopel verbunden ist. Das tiefe Geheimnis des Grals liegt daher in der Konsekration der Hostie als Symbol des sich vom Kind in den erwachsenen und gekreuzigten Christus wandelnden Jesus.

[1] La Du, Milna Sylvanyus (Hrsg.): The Medieval French Roman d'Alexandre. New York: Kraus Reprint Corp., 1937, S. 33.

[2] Chrétien de Troyes: Perceval ou Le conte du Graal. [Paris]: Gallimard, 2010.

[3] Duchesne, Louis/Vogel, Cyrille: Le Liber Pontificalis. Texte, Introduction et Commentaire. Paris: Ernest Thorin, 1886.

[4] Dies., ebd., S. CII–CIV.

[5] Harnack, Adolf: Der Brief des Britischen Königs Lucius an den Papst Eleutherus. Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften 26 (1904), 909–916.

[6] Itinerarium Aetheria. Freiburg i. Br.: Herder, 1995.

[7] Dobschütz, Ernst von: Christusbilder: Untersuchungen zur christlichen Legende. Leipzig: Hinrichs'sche Buchhandlung, 1899, S. 191*.

[8] Odericus Vitalis: Historiae ecclesiasticae libri XIII.

[9] Dobschütz, Ernst von: Christusbilder, S. 131**–135**.

[10] Griscom, Acton: The Historia Regum Britanniae of Geoffrey of Monmouth: with contributions to the study of its place in early British history. Together with a literal transl. of the Welsh ms. no 61 of Jesus College, Oxford – London [usw.]: Longmans, Green, 1929.

[11] Des Decimus Jun. Juvenalis Satyren. Leipzig: Fleischer, 1818, IV, Verse 123–137.

[12] Duchesne, L.: Liber Pontificalis.

[13] Scavone, Daniel: "British King Lucius, the Grail, and Joseph of Arimathea: The Question of Byzantine Origins", paper delivered at the Medieval Association of the Midwest, University of Indianapolis (2004); also as plenary address for the Mid-America Medieval Assn. (M.A.M.A.), 2008.

[14] Griscom, A.: The Historia Regum Britanniae.

[15] Scott, J.: The Early History of Glastonbury: An Edition, Translation and Study of William of Malmesbury's *De Antiquitate Glastonie Ecclesie*. Woodbridge, UK: Boydell Pr., 1981.

[16] Carley, J. P. (Hrsg.): The Chronicle of Glastonbury Abbey: An Edition, Translation and Study of John of Glastonbury's Cronica sive Antiquitates Glastoniensis Ecclesie. Woodbridge, UK: Boydell Pr., 1985, S. 3 und 29–39.

[17] Clemens von Alexandria: Hypotyposes, in: T. Zahn: Forschungen zur Geschichte des Neutestamentlichen Kanons und der Altkirchlichen Literatur, 4 Bde. Erlangen: Andreas Deichert, 1884, Bd. 3, S. 70.

[18] Bryant N.: The High Book of the Grail: A Translation of the Thirteenth-Century Romance of Perlesvaus. Totowa, NJ: D. S. Brewer-Rowman & Littlefield, 1978, S. 79; Nitze, W. A. et al. (Hrsg): Le Haut Livre du Graal: Perlesvaus, 2 vols. New York: Phaeton Press, 1972; Nachdr. von 1937.

[19] Matarasso, P. M.: The Quest of the Holy Grail. London: Penguin, 1969, S. 279–283; Lacy, N. (Hrsg): Lancelot-Grail: The Old French Arthurian Vulgate and Post-Vulgate in Translation, 5 vols. New York: Garland Pr., 1995.

[20] Taft, R.: Melismos and Comminution: The Fraction and Its Simbolism in the Byzantine Tradition, in: G. Farnedi (Hrsg.): Traditio et Progressio: Studi Liturgici in Onore del Prof. Adrien Nocent, OSB. Pontificio Ateneo S. Anselmo, Rome, 1988, S. 531–552.

Grenzgebiete der Wissenschaft 61 (2012) 2, 182–183

AUS WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG

DIE MAYA UND DAS JAHR 2012

Einem Studenten, der den Pfaden von Plünderern gefolgt war, ist es zu verdanken, dass an den Wänden eines Gebäudes in der schon vor 100 Jahren entdeckten Ruinenstadt *Xultún* im Norden Guatemalas, wo einst Zehntausende Menschen lebten, von amerikanischen Forschern die bislang ältesten Wandmalereien eines Maya-Kalenders gefunden wurden. Diese sollen laut Expertenangaben ca. 1200 Jahre alt und damit um 400 Jahre älter sein als die Kalender in den bekannten Maya-Kodizes. Obwohl viele der nur millimetergroßen, in Rot und Schwarz gehaltenen Inschriften durch Plünderer beschädigt wurden, sind mehrere astronomische Aufzeichnungen, darunter Berechnungen der Mondphasen, erhalten geblieben.

Dem Archäologen *William Saturno* von der Universität Boston zufolge handelt es sich bei den Wandmalereien sogar um mehrere verschiedene Kalendersysteme der Maya: den zeremoniellen Kalender mit 260 Tagen, den Sonnenkalender mit 365 Tagen und einen Kalender nach Venus und Mars mit 584 und 780 Tagen. Hieroglyphen dieser Art seien noch nie entdeckt worden. Es ist, als habe der „Schreiber" eine Art Protokoll geführt und dieses an besagter Wand festgehalten: lauter kleine Furchen, Striche und Punkte, die Zahlenkolonnen darstellen. Anhand der Aufzeichnungen hätten u. a. im Voraus die Zeiten des Vollmondes berechnet werden können, um z. B. den optimalen Zeitpunkt für kriegerische Feldzüge zu bestimmen oder Prognosen im Hinblick auf die zu erwartende Ernte zu machen. Neben den Zeichen seien auch Könige und andere Figuren aufgemalt.

Bisher kannte man so etwas nur vom sog. *Dresdner Kodex*, den die Maya jedoch erst Jahrhunderte später schrieben und der Weltuntergangspropheten bis heute beflügelt, um für den 21. Dezember 2012 das Ende der Zeiten vorauszusagen.

Es handelt sich dabei um eine Schrift der Maya-Priester, die ca. 800 Jahre alt ist und vom seinerzeitigen Sächsischen Hofbibliothekar 1739 bei einem Privatmann in Wien entdeckt wurde. Seither ruht das kostbare Stück in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden hinter Panzerglas. Abgesehen davon, dass es im 16. Jahrhundert der Verbrennung sämtlicher Maya-Bücher entging und nicht bekannt ist, wie es nach Wien gelangte, überlebte der mit Bildern, Hieroglyphen und Zahlenzeichen beschriebene Kodex auch das Dresdner Inferno vom 13. Februar 1945.

Die rätselhafte Handschrift, die aus 39 doppelseitig beschriebenen Blättern besteht und heute in zwei, jeweils ca. 1,80 m langen Streifen gezeigt wird, gilt als das Heilige Buch der einstigen Hochkultur der Maya, deren Priester darin das geheime Wissen ihrer Zivilisation notierten: Wetter- und Ernteprognosen, Rezepte zur Heilung von Krankheiten, Berechnungen zu Mond- und Sonnenfinsternissen, geeignete Tage für Menschenopfer usw. Tafel 74 schließlich soll die für 2012 angesagte Apokalypse mit der

Ankündigung einer regelrechten Sintflut beinhalten, welche die Erde zerstören würde. Bildlich gesprochen sollen dabei die Schlangenkopf-Göttin Chakchell und der Unterwelt-Herrscher das Himmelskrokodil dazu animieren, Wasser zu spucken und die Erde versinken zu lassen.
Endzeit-Forscher führen das genannte Datum darauf zurück, dass die Maya ihren Kalender am 1. August 3114 v. Chr. starteten und dieser am 21. Dezember 2012 endet. Der Langzeitkalender war in 394-Jahr-Zyklen geteilt, die als *Baktuns* bezeichnet werden. Für die Maya war 13 eine heilige Zahl und der 13. Baktun endet somit am 21. Dezember 2012.
Der nunmehr im Dschungel Guatemalas aufgefundene Wandkalender liefert laut Saturno allerdings keine konkreten Hinweise auf einen bevorstehenden „Weltuntergang". Er zeige lediglich die typische Weltsicht der Maya, die in wiederkehrenden Kreisläufen dachten. Während wir ständig in der bangen Erwartung eines Endes seien und geradezu krampfhaft nach einem zeitlichen Endpunkt suchten, waren die Maya auf der steten Suche nach einer Garantie dafür, dass sich nichts verändert. So würde nach dem Maya-Kalender in eben diesem Dezember eine Zeitrechnung zu Ende gehen und eine neue beginnen.
Nicht zuletzt sollen die Maya Kenntnis von den Schwankungen der Erdachse gehabt haben, wodurch sich die Anordnung der Sterne jährlich leicht verschiebt. Einmal alle 25.800 Jahre zieht die Sonne zur Wintersonnenwende mit dem Zentrum der Milchstraße gleich, was genau am 21. Dezember 2012 der Fall sein wird.

KELTISCHER MONDKALENDER

Nicht nur die sog. Hochkulturen scheinen bereits erstaunliche astronomische Kenntnisse besessen zu haben, sondern vermeintlich auch „weniger kultivierte Völker". Man denke z. B. an das ca. 5000 Jahre alte *Stonehenge* oder die geschätzte 3500 Jahre alte *Himmelsscheibe von Nebra*. Neu hinzugekommen in dieser Liste ist nun ein Gräberfeld der Hallstattkultur, genauer gesagt ein Keltengrab im Schwarzwald. Zum ersten Mal erwähnt werden die Kelten bei Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. Bei dem besagten Fürstengrab vom Magdalenenberg handelt es sich um eine ausgedehnte Grabanlage mit weiteren 136 Gräbern, deren Anordnung nach dem Archäologen *Allard Mees* dem Stand der Sterne am nördlichen Sternenhimmel im Jahr 618 v. Chr. entspricht. Dies lasse sich aus der Kenntnis der astronomischen Bewegungen rekonstruieren. Die gesamte Anlage mit dem Fürstengrab im Zentrum eines größeren kosmischen Zusammenhangs diente jedoch offenbar nicht nur zur Darstellung astronomischen Wissens und damit zu einer gewissen Machtdemonstration, sondern wegen der auf den Hügeln aufgestellten Stangenreihen zur Erfassung von Mondwenden auch als Grundlage für einen Mond-basierten Kalender und damit zur Berechnung von Mondfinsternissen.
Solche Kombinationen von Grabanlagen und Kalenderbauwerken finden jedoch auch ihre kritischen Stimmen, weshalb abzuwarten bleibt, was künftige Forschungen zum Kalendersystem der Kelten beitragen werden.

(Aus: NwR 64 (2011) 8, 419–420)

BÜCHER UND SCHRIFTEN

FICINO, MARSILIO: **De vita libri tres/Drei Bücher über das Leben**/Hgg., übers., eingel. u. mit Anmerkungen versehen von Michaela Boenke. München: Wilhelm Fink, 2012 (Humanistische Bibliothek, Reihe II: Texte; 38), 423 S., ISBN 978-3-7705-5178-1, Brosch., EUR 58.00 [D]

Um das vorliegende Buch richtig einzustufen, ist es gut, auch auf die Qualifikation der Übersetzerin und Herausgeberin, PD Dr. Michaela Boenke von der Ludwig-Maximilians-Universität in München, zu verweisen. Die Schwerpunkte ihrer Arbeit sind Naturphilosophie, Metaphysik, Erkenntnisphilosophie, Ästhetik in der Renaissance, frühe Neuzeit, Idealismus. Autoren: Aristoteles, Aristotelismus (Paduaner Schule), Neuplatonismus (Ficino, Pico, Bruno), Neustoa (Fracastoro, Telesio, Campanella). Erst im Blick auf diese fachlichen Kenntnisse ist es möglich, den Details ihrer Einführung zu Leben und Werk Ficinos inhaltlich zu folgen. Es geht dabei nicht nur um biografische Daten, Ficinos Tätigkeit als Priester in Florenz, seine umfangreichen Übersetzungen und Kommentare zu Dialogen Platons und zu Plotins *Enneaden*, mehrere Abhandlungen zur platonischen Philosophie und eine Schrift über die christliche Religion (*De Christiana religione*) in lateinischer und italienischer Sprache, sondern auch um sein Hauptwerk in 18 Büchern, die von 1469 bis 1474 verfasste *Theologia platonica de immortalitate animorum* (Platonische Theologie oder über die Unsterblichkeit der Seelen) samt ihrem geistesgeschichtlichen Hintergrund und dem Umfeld des Autors mit all seinen Schwierigkeiten in der geistigen Auseinandersetzung seiner Zeit.

Bei der hier von Boenke im lateinischen Originaltext mit eigener Übersetzung vorgelegten Arbeit *De vita libri tres*, die in den späten 1480-er Jahren entstand, handelt es sich um drei ursprünglich eigenständige Traktate. Dabei entwickelt der dritte, *De vita coelitus comparanda*, zunächst als Plotin-Kommentar konzipiert, eine Theorie und Praxis astrologischer Heilkunde, die Agrippa von Nettesheim in seiner *Occulta philosophia* in weitläufigen Passagen übernommen hat. Es verwundert kaum, dass Ficino, der sich übrigens sein Leben lang mit Astrologie befasste, 1490 der Häresie angeklagt wurde, doch konnte bei Papst Innozenz VIII. die Angelegenheit behoben werden.

Die *Libri de vita* ist ein Werk der Heilkunde und Krankheitsprävention, insbesondere für Gelehrte, nach den damaligen physiologischen Vorstellungen des griechischen Arztes Galen von Pergamon, die übrigens bis in die Neuzeit hineinwirkten. Grundlage dieser Physiologie war die antike Elementen- und Qualitätslehre, die mit der hippokratischen Viersäftelehre verbunden wurde. Hinzu kommt die Annahme einer *Seele* als belebendes Prinzip sowie die Existenz eines *Pneuma* oder Geistes (*spiritus*) als Träger der Fähigkeiten (*virtutes*) und Vermittler seelischer und physiologischer Funktionen. Neben dem Lebensgeist, der Seele und Körper zusammenfügt, wirkt nach Ficino noch ein Weltgeist, ein *spiritus mundi*, der zwischen Weltseele und Weltkörper vermittelt. Der Weltgeist, der mit größter Feinstofflichkeit ausgezeichnet ist und den Ficino auch mit dem Begriff der Quintessenz von Aristoteles und dem Pneuma der Stoiker identifiziert, vermittelt die Kräfte der Weltseele zur terrestrischen Welt und umgekehrt. Durch ihn gelangen die Strahlen der Gestirne zur Erde und mit ihnen ihre Qualitäten und Einflüsse. Somit sind nach Ficino Astronomie und Astrologie für die Heilkunst von grundlegender Bedeutung.

Wiederholt betont er, dass es wichtig sei, die rechte Stunde zur Zusammenstellung und Einnahme von Arzneien abzuwarten. Als Astrologe ging Ficino davon aus, dass das Leben des Menschen von seiner Geburt bestimmt ist, ohne einem Determinismus das Wort zu sprechen, zumal der Mensch die Wirkung astraler Einflüsse steuern und korrigieren kann.

So kann man nach Boenke die *Libri de vita* als ein großartiges Kompilat aus astrologischen, philosophischen und medizinischen Theorien betrachten, wozu Ficino in seinem Vorwort eine ganz persönliche Erklärung gibt:

„Ich, der geringste aller Priester, habe zwei Väter gehabt: den Arzt Ficino und Cosimo de'Medici. Von jenem wurde ich geboren, von diesem wiedergeboren. Jener empfahl mich Galen, dem Arzt und zugleich Platoniker, dieser aber weihte mich dem göttlichen Platon. Und beide, dieser wie jener, gaben Marsilio in die Hände eines Arztes – in die Galens als des Arztes der Körper, in die Platons aber als des Arztes der Seelen. Lange Zeit praktizierte ich deshalb unter Platon die Medizin, die die Seelen heilt, und nach der Übersetzung aller seiner Schriften verfasste ich achtzehn Bücher über die Unsterblichkeit der Seelen und die ewige Glückseligkeit und habe auf diese Weise mit all meinen Kräften meinem Vater Medici die schuldigen Dienste erwiesen. Weil ich aber meinte, anschließend auch meinem Vater, dem Arzt, Genüge tun zu sollen, verfasste ich das Buch „*Gesundheitsvorsorge für Gelehrte*". Daraufhin wünschten gelehrte Personen nicht nur eine Zeitlang gesund zu leben, sondern darüber hinaus auch bei guter Gesundheit lange zu leben. Diesen widmete ich daraufhin das Buch „*Vom langen Leben*." Zu irdischen Arzneien und Heilmitteln allein hatten sie aber, wo so viel auf dem Spiel steht, kein Vertrauen. Daher fügte ich ein Buch „*Vom gesunden wie langen Leben mithilfe kosmischer Kräfte*" hinzu, damit von diesem lebendigen Körper unserer Welt selbst ein kräftigeres Leben in unseren eigenen Körper, der gewissermaßen eine Art Glied dieser Welt ist, wie aus einem Weinstock einströme." (S. 42/43)

Wie allein schon die Übersetzung dieses kurzen Originaltextes zeigt, ist es ein wahrer Genuss den Ausführungen der oben genannten Schriften zu folgen, und sich in die Gedanken eines der großen Originale der Geistesgeschichte vor mehr als 500 Jahren zu vertiefen, zumal auf der gegenüberliegende Seite der Originaltext in lateinischer Sprache abgedruckt ist, an dem man die Übersetzung überprüfen kann. Nicht zu übersehen sind die dem Text der Übersetzung beigefügten Anmerkungen, die wie die oben genannte Einführung den geistesgeschichtlichen Hintergrund der jeweiligen Aussagen beleuchten, vor allem auch, was die jeweils erwähnten Autoren betrifft.

Ein Literaturverzeichnis, geordnet nach Editionen, andere Quellen und themenbezogene Studien, ein Namens- und allgemeines Begriffsregister sowie ein Heilmittelverzeichnis beschließen diese einmalige Arbeit in Einführung, Übersetzung und Form, die als echtes Kleinod der Medizin- und Geistesgeschichte bezeichnet werden kann, ist doch Ficino nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Poet, wie er Lorenzo de'Medici einleitend mitteilt: „Ich bitte dich aber, gütiger Lorenzo, es diesen Büchern zur Medizin nachsehen zu wollen, wenn ich, wo ich doch Arzt sein will, *nolens volens*, ich weiß nicht wie, auch ein Dichter, und oft kein sonderlich guter, bin." (S. 43) Dem soll, die *vita tres* betreffend, das Schlusswort seines Mitarbeiters Amerigo Corsini beigefügt werden: „Nun willst Du, gelehrter Ficino, das von dir verfasste Buch „Vom dreifachen Leben" das Licht der Welt schauen lassen. Der gelehrte und dankbare Valori besorgte mit großem Einsatz den Druck – willkommene Nahrung für Geistesmenschen. Und die drei Petrus, die beiden Hunde und der Läufer Amerigo, sie alle kämpfen, um es gegen wütende Bisse zu verteidigen" (S. 411).

Wer allerdings an dieser Ausgabe beißen will, muss scharfe Zähne haben. Dafür sei Boenke ein voller Dank ausgesprochen.

Andreas Resch, Innsbruck

SCHMITZ, RAINER: **Schwärmer – Schwindler – Scharlatane: Magie und geheime Wissenschaften.** Wien: Böhlau, 2011, 403 S., ISBN 978-3-205-78744-0, Geb., EUR 24.90 [D]

Rainer Schmitz, Lehrbeauftragter der Ludwig-Maximilians-Universität in München, befasst sich in diesem Buch mit Schwärmern, Schwindler und Scharlatanen im Sinne von willkürlich erzeugten Illusionen, die unter Anwendung der jeweils gegebenen technischen Möglichkeiten Staunen erregende Vorführungen boten und bieten. Ihre Resonanz sei dabei weit größer gewesen als jene von Naturwissenschaft und Technik, als diese im 17. Jh. ihren Anfang nahmen, aber lange ohne besondere Auswirkungen blieben. Dafür entdeckten findige Geister nach Schmitz, dass sich die neuen Erkenntnisse der Mechanik, Akustik, Optik, Chemie und schließlich der Psychotechnik sehr wohl für einträgliche Geschäfte nutzen ließen, wenn man sie für das Unterhaltungsbedürfnis eines zahlungskräftigen Publikums aufbereite.

Der Autor bezeichnet dies als eine geschickte „Magia naturalis", dem man insofern zustimmen kann, als er den Begriff unter Anführungszeichen setzt und damit wohl zum Ausdruck bringen will, dass es sich bei den hier im Buch angesprochenen Themen um geschickte Manipulationen natürlicher und nicht magischer Kräfte handelt, also um ein Staunen erregendes Spiel unter Verwendung der gegeben naturwissenschaftlichen Kenntnisse, kurz: um eine Art Experimentalphysik.

Einer der ersten, der die diesbezüglichen Kenntnisse zusammenfasste, war Giovanni Battista della Porta mit seiner *Magia naturalis sive de miraculi rerum naturalium,* die 1558 in vier Bänden erschien und 1589 bereits auf 20 Bände angewachsen war. Die blühendste Epoche dieser Manipulanten waren nach Schmitz die Jahrzehnte vom Ende des Siebenjährigen Krieges (1763) bis zum Beginn der Französischen Revolution (1789). Dazu gehören der unergründliche Saint Germain, der Abenteurer Casanova sowie Cagliostro mit seiner erotisch aufgeladenen „ägyptischen Freimauerei".

Im Grunde geht es bei all diesen Staunen erregenden Vorführungen um die merkantile Ausnützung menschlicher Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und Langeweile – und man darf hinzufügen – bis heute.

Bei der näheren Darstellung der einzelnen Zauber-Techniken werden folgende Themen beschrieben: sprechende Maschinen; Automatenkonstruktionen für Hexen- und Teufelswerk; sprechende Figuren; lebende Maschinen; Zauberkabinette; Trickautomaten; automatisches Schachspiel; Perpetuum Mobile; Trick mit Prismen und Zauberspiegeln; Camera oscura; Räucherungen, Zimmerblitze, Donnerschläge; Logen und hermetische Sekten; das Suchen nach dem Homunculus; Zeugungsphantasien der Rosenkreuzer; Goldmacher; Universaltinktur, um alle unreinen Metalle in feines Gold zu verwandeln; der geheimnisvolle Graf von Saint Germain; Tierischer Magnetismus, Somnambulismus und Magnetenschlummer; Cagliostro.

Die Darstellungen erfolgen stets in einem historischen Kontext, der nicht selten zu einer Art Kulturgeschichte wird, spielen sich doch die einzelnen Techniken nicht nur in einem begrenzten historischen Rahmen ab, sondern verbinden zuweilen historische Denkformen über Jahrhunderte hinweg, wie etwa bei der Suche nach dem Homunculus. So glaubte man seit Aristoteles zu wissen, dass alle Stoffe dieser Welt aus den vier Elementen Feuer, Wasser, Erde und Luft bestünden und dass sie die Fähigkeiten besäßen, sich zu vereinigen. Die Idee vom künstlichen Menschen selbst findet sich bereits in den Homilien des Clemens Romanus (ca. 250), wo dieser von einem Simon

Magus berichtet, der einen Menschen aus Luft geschaffen haben soll, die er in Wasser, dann in Blut und schließlich in Fleisch verwandelte. Das bekannteste literarische Zeugnis dürfte der Homunculus in Goethes Faust II sein.

Die einzelnen Beschreibungen werden zudem mit zahlreichen Zitaten aus Quelltexten und Sekundärliteratur angereichert. Nicht zu übersehen ist die Schlussbemerkung, in der der Autor mit Blick auf seine Ausführungen und Recherchen der Objektivität der Wissenschaft den Puls fühlt. So hätten in ihr Betrug und Täuschung ein solches Ausmaß erreicht, dass heute von „Wissenschaftskriminalität" die Rede ist, welche die deutsche Gerichtsbarkeit bereits bis zum Bundesverfassungsgericht eingeholt habe, oder:

„Was beispielsweise in Genf im CERN, dem seit Jahrzehnten laufenden Milliardenprojekt der europäischen Organisation für Kernforschung, tatsächlich vor sich geht – das sieht die unwissende wie ahnungslose Öffentlichkeit gelegentlich nur als ozeandampfergroßen Beschleuniger, in dem unvorstellbare Teilchen aufeinandergejagt werden. Was Tausende von Wissenschaftlern dort Tag für Tag tun, ist so unsichtbar wie die Person hinter der sprechenden Puppe am Ende des 18. Jahrhunderts." (S. 339)

Es ist diese offene und sachbezogene Haltung, die das ganze Buch durchzieht und die Täuschungsmanöver der „Magia naturalis" aufzeigt und aufdeckt, und zwar sowohl in Bezug auf ihre gekonnten Manipulationen, ihre Hintertriebenheit, aber auch ihren Einfallsreichtum, der so manche Idee der wissenschaftlichen Forschung vorweggenommen hat.

Ein Literaturverzeichnis zu einzelnen Themen, gegliedert nach Primärquellen und Sekundärliteratur, sowie ein Personenregister und ein Bildnachweis beschließen diese seltene, fundierte und überaus interessante Arbeit über die „Welt der Unwissenschaftlichkeit bis Gaukelei" mit hohem Einfallsreichtum und großer Wirtschaftlichkeit als Parallelwelt zur Erhabenheit der Wissenschaft, die in vielen Punkten an die verhöhnte Gaukelei heranreicht, im Einfallsreichtum aber oft hinterherhinkt. Ein Sachregister hat man sich allerdings erspart.

A. Resch

SÖRRIES, REINER: **Was von Jesus übrig blieb. Die Geschichte seiner Reliquien.** Kevelaer: Butzon & Bercker, 2012, 342 S., ISBN 978-3-7666-1621-0, Ln, EUR 24.95 [D]

Dr. theol. Reiner Sörries, evangelischer Pfarrer und Professor für christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg, befasst sich in diesem Buch mit den zahlreichen Reliquien, die mit dem Leben Christi in Zusammenhang gebracht werden. Den Anstoß zu dieser Arbeit gab die Wallfahrt 2012 zum Heiligen Rock nach Trier, worüber auch am ausführlichsten berichtet wird.

Wie der Autor einleitend bemerkt, geht es ihm in seinen Ausführungen weder um eine Beweisführung oder um einen Fälschungsfeldzug der Reliquien, sondern um die Darstellung des Phänomens mit seinen religiösen, historischen, politischen und ökonomischen Belangen. Diese Vorbemerkung ist deshalb wichtig, weil man sonst die Arbeit völlig missverstehen könnte. Liest man sie in ihrer erzählenden Form, so ist man erstaunt, was im Laufe der Geschichte des Christentums als Reliquie Jesu in Umlauf kam.

Neben der Kreuzauffindung durch Helena berichtet der Autor auch über Reliquien von Heu und Stroh der Krippe Jesu, von Kleidern, die Jesus angeblich trug, den Leidenswerkzeugen, den Blutreliquien, dem Jesus-Boot von Ginosar, der Dornenkrone, dem Schwamm, der Heiligen Lanze, der Geißelsäule, den Fußspuren von Quo Vadis und über vieles andere. Die einzelnen Beschreibungen sind jeweils mit Quellenan-

gaben und zum Teil mit Bildern versehen. Dabei muss man gestehen, dass der Autor eine solche Vielfalt an Reliquien in den verschiedensten Gegenden, insbesondere in Deutschland, aufzeigt, dass man geradezu überrascht ist, was alles verehrt wird.
Bei dieser Verehrung ging es nicht nur um kirchliche und individuelle Frömmigkeit, sondern auch um politische Machtpositionen. So waren es Venedig und Frankreich, die bei der Eroberung von Konstantinopel 1204 den Anspruch auf die Kriegsbeute erhoben. Frankreich schickte sich an, die führende Rolle unter den christlichen Reichen einzunehmen. Ludwig der Heilige ließ die Sainte Chapelle als Reliquiar erbauen, um sich so als legitimer Nachfolger des christlichen Byzantinischen Kaiserreiches zu etablieren. Die Sainte Chapelle wurde als doppelgeschossige Palastkapelle mit einer niedrigen Unterkapelle und eine hohen Oberkapelle errichtet. Die Oberkappelle war der Aufbewahrungsort der Reliquien und blieb dem einfachen Volk verschlossen. Für die königliche Reputation war allein schon der Besitz der Reliquien ausschlaggebend.
Diese politische Bedeutung erlangten die Reliquien spätestens in der frühbyzantinischen Zeit. Für die Städte wurden die Reliquien des Lokalpatrons von Bedeutung, zumal die Wallfahrten zum wirtschaftlichen Aufschwung beitrugen und dies auch unabhängig von der Echtheit. Keine Jesus-Reliquie ist dem Autor zufolge durch irgendeine äußere Gegebenheit als authentisch nachweisbar, ihre Glaubwürdigkeit beruhe allein auf der Tradition, die sich allerdings an Urkunden, Beschreibungen, Legenden und sonstigen Überlieferungen festmachen lässt. Es ist diese Tradition, der hier bei den Darlegungen der einzelnen Reliquien nachgegangen und die mit 426 Anmerkungen belegt wird.
Damit ist aber auch gesagt, wie der Autor übrigens einleitend selbst bemerkt, dass keinerlei Beweise erbracht werden. Allerdings fehlen bei den bekanntesten Reliquien, wie dem Grabtuch von Turin, dem Schleier von Manoppello und dem Schweißtuch von Oviedo, selbst die Hinweise auf die neuesten Untersuchungen, die dann gerne im demnächst erscheinenden Buch des Rezensenten, „Die Wahren Weltwunder", eingesehen werden können.
Der Wert des Buches liegt vielmehr in der Auflistung der verschiedenen Reliquien und im Aufzeigen ihrer politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Implikationen. Für eine nähere Beurteilung der Echtheit sind in den Einzelfällen die neuesten Forschungen heranzuziehen. Ein Anmerkungs- und Literaturverzeichnis sowie ein Verzeichnis der Abbildungen beschließen diesen seltenen und informativen Überblick über die Jesus-Reliquien. Ein Sach- und Autorenregister hat man sich allerdings erspart, was gerade bei einem solchen Buch unverständlich ist, weil die Vielfalt des Gebotenen nur so gezielt nutzbar gemacht werden könnte. *A. Resch*

SCALA, MONIKA: **Der Exorzismus in der Katholischen Kirche: ein liturgisches Ritual zwischen Film, Mythos und Realität.** Regensburg: Friedrich Pustet, 2012 (Studien zur Pastoralliturgie; 29), 490 S., ISBN 978-3-7917-2382-2, ISSN 0341-6909, Geb., EUR 52.00 [D]

Bei der hier vorliegenden umfangreichen Arbeit handelt es sich um die Dissertation, die Monika Scala 2009 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien eingereicht hat. Zum richtigen Verständnis der Arbeit ist es angebracht, das vorauszuschicken, was die Autorin bewusst aus dieser Arbeit ausgeklammert hat: eine vollständige biblische Exegese der betreffenden Bibelstellen; Taufexorzismen und Sachbeschwörungen; die Sichtweisen der Psychologie, Parapsychologie, Psychiatrie und Medizin zur Thematik der Besessenheit; den Einbezug der byzantinischen, syrischen, koptischen und anderer Traditionen. Diese Einschränkungen sind zum

Teil verständlich, werden aber insofern nicht gänzlich befolgt, als die mehr als 100 Seiten umfassende minutiöse Analyse des Films „Der Exorzist" die genannten Einschränkungen wettzumachen sucht. Dies ist insofern problematisch, als ein Film bei aller Sachbezogenheit nicht Grundlage einer echten Phänomenbeschreibung sein kann. Ich stimme der Autorin gerne zu, dass sie sich aus Kompetenzgründen auf die psychologisch-medizinische Argumentation des Themas nicht einlassen möchte. Eine ethnologische Darstellung des Phänomens Besessenheit und Exorzismus als universale Gegebenheit, sowohl der verschiedenen Äußerungsformen der „Besessenheit" als auch der Anwendungen des „Exorzismus", wäre gangbar und ergiebiger gewesen als der Vorspann eines Films. Damit soll jedoch nicht verdeckt werden, dass die Analyse des Films ein reichhaltiges Anschauungsmaterial zu Tage fördert.

Die eigentliche Arbeit am Thema beginnt auf S. 145 mit dem Abschnitt „Biblische und frühchristliche Einflüsse auf die Bedeutung von Besessenheit und Exorzismus". Nach sprachlicher, historischer und inhaltlicher Klärung der Begriffe Exorzismus, Besessenheit, besessen und Besessener, Engel, Dämonen, Satan und Teufel wird ausführlich auf die biblischen Befunde zum Exorzismus im Alten und Neuen Testament eingegangen, wobei die Fachausdrücke auch hebräisch und griechisch eingeblendet werden. Besondere Aufmerksamkeit erfährt und verdient dabei der Exorzismus durch Jesus selbst, wo einzelne Stellen nicht nur ausführlich beschrieben, analysiert und kommentiert, sondern auch tabellarisch aufgefächert und erläutert werden. Die exorzistischen Termini in den synoptischen Evangelien sind Dämonen, Satan, Teufel, Geist, besessen sein, dämonisiert werden, einen unreinen Geist besitzen; Austreiben mit Wort, Geist Gottes, Finger Gottes, Vollmacht, Kraft, Befehl; befehlen, drohen – gehorchen, ausfahren, verlassen, einfahren, heilen, retten, befreien.

Nach dieser begrifflichen Klärung geht Scala auf die heutige Sicht biblischer Heilungs- und Exorzismus-Erzählungen ein, die von der formgeschichtlichen Forschung über die mythologische bis zur psychologischen Deutung reichen. Ungeachtet dieser Deutungen hält die Kirche, wie Scala betont, am Exorzismus als ritueller Befreiung einer Person oder von Gegenständen aus der Macht teuflischer Einflüsse fest und spricht vom sog. Großen Exorzismus für Besessene und dem Kleinen Exorzismus für die Taufe sowie neuerdings vom Gebet der Befreiung vom Bösen auch zum allgemeinen Gebrauch.

Nach diesem theologischen Diskurs geht Scala in geschichtlicher Analyse auf den Exorzismus im Urchristentum und bei den frühen Kirchenvätern ein. Diese halten getreu der biblisch-apostolischen Tradition am frühchristlichen Engel- und Dämonenglauben fest. Dabei prägen die lateinischen Kirchenväter per definitionem nachhaltig das grundsätzliche Verständnis vom Exorzismus der römischen Kirche als drohende, befehlende Beschwörung im Namen Gottes, des Herrn Jesus Christus, zur Austreibung des Teufels.

Nach dieser Sichtung der biblischen Unterlagen des Exorzismus und der Praxis der Väter befasst sich die Autorin mit dem Quellenmaterial für liturgische Exorzismus-Rituale aus der Zeit der frühen Kirche bis zum Rituale Romanum. Zu diesen Quellen gehören die *Traditio apostolica* (ca. 215), eine der ältesten Quellen für die liturgische Praxis des Taufexorzismus, des Exorzismus über Katechumene und der Sachbeschwörungen; die *Apostolischen Konstitutionen* (4. Jh.) mit dem Gebet über Besessene innerhalb der liturgischen Feier, die Bestellung zum kirchlichen Dienst des Exorzisten ohne Handlauflegung und die Absage an den Satan in der Taufvorbereitung; das *Testamentum Domini nostri Jesu Christi* (5. Jh) mit einzelnen und kollektiven Exorzismen vor der Taufe. Zu den ältesten frühmittelalterlichen Sammlungen

von liturgischen Texten gehören das *Gelasianische Exorzimusformular gegen vom Teufel Besessene* (750), worin neben dem Taufexorzismus auch die Rede von Sachbeschwörungen über Salz, Wasser und Öl ist; das *Pontificale Romano-Germanicum* (10. Jh.) mit kollektivem Exorzismus und exorzistischen Handlungen an dämonisch Besessenen.

Insgesamt entstanden seit dem 10. Jh. in Klöstern und Diözesen zahlreiche Ritualbücher, die dann nach dem Konzil von Trient im *Rituale Romanum* (1614) eine revidierte römische Fassung erhielten. In diese Fassung wurden die von *Castellani* und *Santori* aus der schriftlichen Tradition gesammelten und überlieferten Exorzismus-Formeln ihrem Inhalt nach eingefügt und blieben die Grundlage des römischen Exorzismus-Rituals bis zu seiner Erneuerung von 1999.

Auf den folgenden Seiten werden die beiden Rituale nach Entstehung, Inhalt und Form aufgeschlüsselt, mit tabellarischen Gegenüberstellungen der lateinischen Exorzismus-Formeln von 1614/1925/1951 zum *Sacramentale Gelasianum* und dem *Pontificale Romano-Germanicum* (8./10. Jh.) wie auch der 1999/2004 erschienenen Neufassung mit dem Titel *De Exorzismis e Supplicationibus Quibusdam.* Diese Neufassung hat sowohl die Kritik der Exorzisten als auch jener Theologen ausgelöst, die den Exorzismus gänzlich abschaffen wollen. Diese gesamte Diskussion, die in allen Schattierungen aufgezeigt wird, beendet Scala mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit des liturgischen Handelns. „Geht es akut um Rettung, Befreiung, Lösung und Erlösung von in Bedrängnis geratenen, gläubigen Christen aus wie auch immer gearteten bösen Fesseln und Verstrickungen, helfen akademische Diskussionen und ästhetische Fingerübungen nicht weiter, denn rasches und wirkungsvolles Handeln ist angesagt." (S. 444)

Was schließlich die Arbeit also solche betrifft, so muss man sie in Darlegung, Argumentation, Dokumentation und Quellennachweis als einmalig bezeichnen.

Ein Abkürzungsverzeichnis, ein Literaturverzeichnis gegliedert in Primärliteratur und Sekundärliteratur, wissenschaftliche Hilfsmittel, Wörterbücher, Lexika, Beiträge von Internetseiten, Filmographie, Tabellenverzeichnis und ein Personenregister beschließen diese informative und exemplarische Darstellung mit 1493 Anmerkungen. Ein Sachregister hat man sich allerdings unverständlicherweise erspart. *A. Resch*

RESCH, ANDREAS: **Anerkennung und Geborgenheit. Ewig und Glücklich.** Innsbruck: Resch, 2012, 151 S., ISBN 978-3-85382-092-6, Brosch., EUR 14.50 [D]

In der vorliegenden Arbeit fasst Prof. P. Andreas Resch die Grundessenz seiner Erfahrungen als Kind, beim Studium, in der Wissenschaft, in der psychotherapeutischen Praxis wie in seiner weltweiten Begegnung mit Studenten und Menschen aller Schichten und Berufe in die Feststellung zusammen, dass alles Streben des Menschen in folgenden zwei Sätzen ausgedrückt werden kann:

Nach außen sucht der Mensch in all seinem Fühlen, Denken Handeln *Anerkennung und Geborgenheit.* In seinem Innern wünscht er nichts sehnlicher als *ewig und glücklich* zu sein.

Wo immer man nämlich nach außen in Erscheinung tritt, setzt man sich dem positiven und negativen Urteil der Umgebung aus. Findet man dabei Anerkennung, erhöht sich das Selbstbewusstsein. Ist die Anerkennung auch noch mit Wohlwollen verbunden, gesellt sich Geborgenheit dazu, die für das gesellschaftliche Zuhause unabdingbar ist.

In diesem Wechselspiel von Anerkennung und Geborgenheit spielt sich nicht nur die eigene Weltbegegnung ab, sondern auch die der Gesellschaft selbst. Die ganze Dynamik des gesellschaftlichen Lebens hat hierin den tiefsten Ansporn. Fehlen Aner-

kennung und Geborgenheit, fühlt man sich verlassen und unsicher, man meidet die Gesellschaft und diese löst sich als Gemeinschaft auf. Hingegen kann durch Förderung von Anerkennung und Geborgenheit durch die Einzelperson und die Gemeinschaft nicht nur das gesellschaftliche Leben, sondern auch das eigene Dasein lebenswerter gestaltet werden.

Neben dem Streben nach Anerkennung und Geborgenheit lodert im Inneren eines jeden Menschen aber auch die Sehnsucht nach *Ewigkeit* und *Glück*. Diese Sehnsucht ist zudem noch das tiefste und universellste Streben des Menschen überhaupt, weil sie zu seinem Wesen gehört. Wer hier Einschränkungen macht, verkümmert in seiner Persönlichkeitsentfaltung, strebt doch der Mensch in seinem Hoffen und Lieben über sich hinaus in die unendliche Weite des Ewigen. Mithin kann auch das eigentliche Glück nur dort angesiedelt sein.

In diesem Streben nach Anerkennung und Geborgenheit, nach Ewigkeit und Glück kommen daher alle Altersstufen und Lebensformen zu Sprache. Es geht dabei nicht um persönliche psychologische Ansichten, sondern einzig um die Beschreibung grundsätzlicher Erlebnisformen, die für sich sprechen und ihren eigenen Erlebnisraum verlangen. Damit bieten die Ausführungen sowohl eine grundsätzliche Orientierung für die persönliche Lebensgestaltung als auch für das Verständnis der jeweiligen Lebensgestaltung der anderen. Die Arbeit ist in vier Abschnitte gegliedert, die durch Kapitel und Zwischenüberschriften so aufgefächert sind, dass der Leser stets das einzelne Thema sicher im Blick hat. Aufgrund dieser ausführlichen Gliederung, die auch im Inhaltsverzeichnis aufscheint, erweist sich ein Sachregister als überflüssig, weshalb darauf verzichtet wurde.

Schließlich darf noch bemerkt werden, dass die hier gebotenen Ausführungen zu „Anerkennung und Geborgenheit, Ewig und Glücklich" in ihrer Art sonst nirgends zu finden sind. *peregrinus*

BAUER, EMMANUEL J./TANZER, ULRIKE (Hrsg.): **Auf der Suche nach dem Glück. Antworten aus der Wissenschaft.** Darmstadt: Wiss. Buchges., 2011, 224 S., ISBN 978-3-534-24666-3 Geb., EUR 29.90 [D]

Die vorliegende Arbeit ist ein Sammelband mit für diese Veröffentlichung ausgearbeiteten Beiträgen, die überwiegend auf die interdisziplinäre Ringvorlesung „Auf der Suche nach Glück" zurückgehen, welche im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Salzburg gehalten wurde. Damit ist auch schon gesagt, dass es sich hier um Beiträge verschiedener Autoren handelt, die in einem Autorenverzeichnis ausgewiesen werden, weshalb hier nur auf ihre Arbeiten einzugehen ist. Im Vorwort verweisen die Herausgeber *Emmanuel J. Bauer* und *Ulrike Tanzer* auf das allgemeine Bedürfnis nach Glück, die *eudaimonia*, das Erfülltsein von einem guten Lebensgeist, wie die Griechen sich ausdrückten und wie es heute noch genauso der Fall ist. Ob dabei „jeder seines Glückes Schmied" ist, fragt sich *Bauer* im ersten Beitrag und nennt abschließend die existentiellen Dispositionen, die heutzutage hilfreich zu sein scheinen, um Glück finden und erleben zu können. *Otto Neumaier* verweist in seinem Beitrag „Glück und Moral" auf Aristoteles, für den die Glückseligkeit oberstes moralisches Ziel menschlichen Strebens ist, „denn diese suchen wir stets wegen ihrer selbst und niemals wegen eines anderen" (S. 31). In „Macht Geld glücklich? Eine theologische Perspektive" betont *Alois Halbmayr*, dass die Fähigkeit zum Glück auf einem Bündel an Faktoren beruhe und nicht einfach verfügbar ist. In „Warum macht mehr Einkommen nicht glücklicher – Die Tretmühlen des Glücks" geht *Mathias Binswanger* von der Psychologie aus, die zwischen langfristig angelegter allgemeiner Zufriedenheit und momentan empfundenem Glück und Unglück unterscheidet, und er kommt zum Schluss, dass es letztlich nicht um Einkommens-

maximierung geht, sondern darum, dass die Menschen eines Landes ein möglichst glückliches Leben führen können. Daher gilt es, wie *Kennon M. Sheldon* in „Können wir glücklicher werden? Warum es wichtiger ist, Aktivitäten zu verändern als Lebensumstände" ausführt, zu bedenken, dass glückliche Menschen im Vergleich zu unglücklichen produktiver, kreativer, flexibler, ausdauernder und gruppenorientierter sind. „Wenn die Sehnsucht, die Suche nach dem Glück, zur Sucht wird", dann sollen wir laut *Michael Musalek* unsere Sehnsüchte wahrnehmen und unsere Möglichkeiten erkennen lernen, denn nur wenn wir diese wahr- und ernst nehmen und zum Ausgangpunkt unserer Hoffnung machen, können wir ein glückliches Leben erreichen. Dazu gehört auch, wie *Gottfried Bachl* in „Glück und Jenseits" hervorhebt, eine unmessbare Überbietung, die unseren Glückswünschen gewachsen ist.

Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen der Glücksfragen, folgen Beiträge die sich mit den verschiedenen Beschreibungen von Glück befassen. So bietet *Karlheinz Rossbacher* in seinem Beitrag „Glück in der Literatur" eine Art Besichtigungstour durch die vielfältigen literarischen Darstellungen des Glücks. *Wilhelm Genazino* gelangt in „Das Glück in glücksfernen Zeiten – Lesung und Gespräch mit Ulrike Tanzer" zur Feststellung, dass nicht eingetretenes Glück bearbeitetem Unglück ähnlich ist. *Renate Prochno* beendet ihren Beitrag „Kunst und Glück" mit der Aussage, dass unter den Wolllüsten keine mächtiger ist als die Liebe.

Manfred Mittermayer führt in „Glück im Film – Eine kleine Beispielsammlung" in die Bedeutung und Handhabung des Themas Glück in der Filmproduktion ein, während *Anton A. Bucher* in seinem Beitrag „Haribo, Taschengeld, Lob? Was Kinder glücklich macht" anhand einer Untersuchung die Frage zu beantworten sucht, was Kinder glücklich bzw. unglücklich macht.

Schließlich kommen *Reinhold Popp*, *Reinhard Hofbauer* und *Markus Pausch* in ihrem Beitrag „Soziale und ökonomische Bedingungen von Lebensqualität" im Blick auf entsprechende Befragungen zum Schluss, dass es in Ländern mit einem ausgeprägtem Sozialsystem eine höhere Lebensqualität gibt.

Die angeführten Themen mit den kurzen Inhaltsangaben veranschaulichen nicht nur die vielfältige Betrachtung des Themas Glück in diesem Buch, sondern auch die Komplexität des Begriffes selbst, ist Glück doch eine personumfassende Erfahrung, die letztlich nur erlebt werden kann.

Die einzelnen Beiträge sind übersichtlich gegliedert, z. Teil mit Tabellen und Grafiken angereichert und mit genauen Quellenangaben versehen, die dem jeweiligen Beitrag angeschlossen sind. Ein Literaturverzeichnis, Internetadressen, eine Filmographie sowie ein Autorenverzeichnis beschließen diese vornehm gestaltete und informative Arbeit. Auf ein Sach- und Personenregister hat man allerdings verzichtet. *A. Resch*

HINWEISE FÜR AUTOREN

Zur Abfassung der Beiträge für GRENZGEBIETE DER WISSENSCHAFT gelten folgende Richtlinien:

Als Aufsätze können nur Manuskripte entgegengenommen werden, die sich mit Grundfragen der Grenzgebiete befassen und unveröffentlicht sind. Mit der Annahme der Veröffentlichung überträgt der Autor dem Verlag das ausschließliche Verlagsrecht.

Leitartikel: 10–20 Manuskriptseiten

Vorspann: Curriculum vitae des Autors mit Kurzhinweis auf Inhalt und Aktualität des Beitrages (10–20 Zeilen).

Gliederung nach dem Schema: I. ..., 1. ...., a) ..., 1) ... oder 1 ..., 1.1 ...., 1.2 ..., 2 ..., 2.1 ..., 2.2 ...

Der Beitrag soll durch prägnante Zwischenüberschriften gegliedert werden. Die Redaktion behält sich vor, Zwischentitel notfalls selbst einzufügen und geringfügige Änderungen sowie Kürzungen aus umbruchtechnischen Gründen u. U. auch ohne Rücksprache vorzunehmen.

Grafische Darstellungen: Wenn sinnvoll, sollten dem Beitrag reproduzierbare Abbildungen (Fotoabzüge, Schemata, Tabellen) mit Verweis im Text und genauer Beschreibung beigegeben werden.

Anmerkungen: Mit Erklärungen in den Anmerkungen ist so sparsam wie möglich umzugehen. Literaturverweise in den Fußnoten nach folgendem Schema: Autor – Kurztitel – Jahrzahl in Klammer – Seitenzahl (bei Zitaten).

Literatur: Am Ende des Beitrages vollständige bibliografische Angaben der verwendeten und weiterführenden Literatur in alphabetischer Reihenfolge bzw. bei mehreren Werken desselben Autors in der Abfolge des Erscheinungsjahres. Schema: Autor – Titel und evtl. Untertitel – Ort – Verlag – Jahr – Reihe.

Zusammenfassung: Dem Beitrag ist eine Zusammenfassung von ca. 10 Zeilen mit Stichwörtern beizufügen, womöglich auch in englischer Übersetzung.

Leitartikel sind unter Angabe des verwendeten Textprogramms via E-Mail zu senden an:
info@igw-resch-verlag.at

VERÖFFENTLICHUNGEN – RESCH VERLAG

ISBN/ISSN		EUR [D]
1021-8130	Grenzgebiete der Wissenschaft (vierteljährl.), Abo	38.40
1021-8122	ETHICA (vierteljährl.), Abo	40.90

IMAGO MUNDI Sammelbände

978-3-85382-033-9	Frei: Probleme der Parapsychologie	18.50
978-3-85382-034-6	Resch: Welt, Mensch und Wissenschaft morgen	15.40
978-3-85382-000-1	Resch: Mystik	25.70
978-3-85382-004-9	Resch: Paranormale Heilung	27.70
978-3-85382-016-2	Resch: Kosmopathie, Ln/Kt	32.30/27.20
978-3-85382-029-2	Resch: Geheime Mächte	34.90
978-3-85382-040-7	Resch: Psyche und Geist	34.90
978-3-85382-042-1	Resch: Gesundheit, Schulmedizin, And. Heilmethoden	32.30
978-3-85382-044-5	Resch: Veränderte Bewusstseinszustände	34.90
978-3-85382-055-1	Resch: Aspekte der Paranormologie	37.90
978-3-85382-058-2	Resch: Die Welt der Weltbilder	34.90
978-3-85382-062-9	Resch: Paranormologie und Religion	40.00

VERÖFFENTLICHUNGEN – RESCH VERLAG / Fortsetzung

ISBN/ISSN		EUR [D]
	GRENZFRAGEN	
978-3-85382-012-4	Mauritius: Der gesteuerte Mensch	8.80
978-3-85382-018-6	Emde: Transzendenzoffene Theorie	8.30
978-3-85382-024-7	Resch: Gerda Walther	6.70
978-3-85382-028-5	Beck: Wer ist Michael?	4.20
978-3-85382-031-5	Held-Zurlinden: Erlebnisse einer Seele	6.70
978-3-85382-048-3	Heim: Einheitl. Beschreibung d. Materiellen Welt	14.50
978-3-85382-075-9	Gerunde: Begegnungen mit den Toten	9.90
978-3-85382-084-1	Heim: Mensch und Welt	34.90
	BURKHARD HEIM: EINHEITLICHE BESCHREIBUNG DER WELT	
978-3-85382-008-7	Heim: Elementarstrukturen der Materie 1	86.00
978-3-85382-036-0	Heim: Elementarstrukturen der Materie 2	89.60
978-3-85382-080-3	Heim: Strukturen der physikalischen Welt	48.70
978-3-85382-064-3	Heim/Dröscher/Resch: Einführung in Burkhard Heim	50.20
	WUNDER VON SELIGEN UND HEILIGEN	
978-3-85382-066-7	Resch: Wunder der Seligen 1983–1990	70.20
978-3-85382-079-7	Resch: Wunder der Seligen 1991–1995	53.40
	SELIGE UND HEILIGE JOHANNES PAULS II.	
978-3-85382-070-4	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1979–1985	24.60
978-3-85382-076-6	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1986–1990	25.70
978-3-85382-083-4	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1991–1995	27.70
978-3-85382-087-2	Resch: I Santi di Giovanni Paolo II 1982–2004	53.40
978-3-85382-088-9	Resch: Die Seligen Johannes Pauls II. 1996–2000	39.90
	REIHE R	
978-3-85382-074-2	Resch: Fortleben	37.90
978-3-85382-077-3	Resch: Das Antlitz Christi	14.90
978-3-85382-078-0	Resch: Die Seher v. Medjugorje i. Griff d. Wissenschaft	16.90
978-3-85382-085-8	Resch: Die Wunder von Lourdes	19.30
978-3-85382-089-6	Resch: Zur Geschichte der Paranormologie	19.90
978-3-85382-092-6	Resch: Anerkennung und Geborgenheit	14.50
	LEXIKON DER PARANORMOLOGIE	
978-3-85382-081-0	Band 1: A–Azurit-Malachit	38.30
978-3-85382-090-2	Band 2: B–Byzanz	48.50
	PERSONENLEXIKON ZUR PARANORMOLOGIE	
978-3-85387-091-9	Zahlner: Personenlexikon zur Paranormologie	34.00
	MONOGRAPHIEN	
978-3-85382-061-2	Niesel/Niesel: Umgang mit heilenden Energien	13.40
978-3-85382-065-0	Veraja: Heiligsprechung	24.60
978-3-85382-069-8	Resch/Gagliardi: I Veggenti di Medjugorje	18.00
978-3-85382-073-5	Heim, G.: Erinnerungen an den Physiker B. Heim	15.00

RESCH VERLAG, Maximilianstr. 8, Postfach 8, A-6010 Innsbruck
Tel. +43 (0)512/574772, Fax +43 (0)512/574772-16
info@igw-resch-verlag.at http://www.igw-resch-verlag.at/

ISSN 1021-8130